Alt-
und
Neu-Wien.

Beiträge
zur
Beförderung lokaler Interessen
für
Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben
von
Heinrich Adami.

Drittes Bändchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Alt- und Neu-Wien.

Beiträge

zur

Beförderung lokaler Interessen

für

Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben

von

Heinrich Adami.

Drittes Bändchen.

Wien, 1841.
Verlag und Druck von Anton Mausberger.

Leipzig, in Commission bei Heinrich Hunger.

Alt- und Neu-Wien.

Beiträge

zur

Beförderung localer Interessen

für

Zeit, Leben, Kunst und Sitte.

(In zwanglosen Lieferungen.)

Herausgegeben

von

Heinrich Adami.

Drittes Bändchen.

Wien, 1841.
Verlag und Druck von Anton Mausberger.

[illegible]

Inhalt
des dritten Bändchens.

Seite

Stadien von Wien's Emporblühen. Von Realis . . 1
Italienische Oper 18
Volkssagen in und um Wien. Erzält von Em. Straube.
3. Die Stimme der Glocken 26
Statistisches. Wien's Bevölkerung von 1780 bis 1840 . 32
Die Kindsweiber am Wasserglacis. Lebensbild 35
Die alte Thier-Hetze. Mitgetheilt von Leop. Fitzinger 46
Reiter-Komödien. Eine Herzenserleichterung von Emanuel Straube 51
Straßen-Literatur 58
Oesterreichischer Parnaß. Von Heinrich Ritter von Levitschnigg. 1. Franz Grillparzer 66
Theatralische Zustände, Monatbericht vom August 1841 . 83
Komische Charakter-Masken. 2. Junker Strobelkopf von Schußwind. Eine Geschichte aus den Tölpeljahren. Erzält von August Schilling 95
Schiller und das lebendige Theater. Von Heinrich Ritter von Levitschnigg 99

Stadien von Wiens Emporblühen.

Von Realis.

Es ist eine vergebliche Mühe, genau erforschen zu wollen, in welchem Zustande sich die Stadt Wien unter der Herrschaft der Römer, der Markomanen, der Rügen, der Avaren und selbst der Franken unter Kaiser Karl dem Großen befand. Noch ist die historische Leuchte nicht angezündet, die dieses Dunkel erhellen könnte. Das erste Stadium der Bildungsgeschichte dieser eben so interessanten, als merkwürdigen Stadt muß daher in den Zeitpunkt verlegt werden, wo sie der Sitz der Landesfürsten aus dem Geschlechte der Babenberger wurde.

Zu den ersten Spuren, die uns hier aufstoßen, gehört eine Stelle in der Chronik des berühmten Bischofs Otto von Freisingen, bekanntlich eines Bruders Heinrichs Jasomirgotts, wo er sagt: »daß Heinrich nach der Schlacht an der Leitha den Rückzug in das nahe Städtchen Wien, das einst, von den Römern bewohnt, Fabiana hieß, genommen habe.«

Wie dieses Städtchen damals (nemlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts) eigentlich beschaffen gewesen sei, wissen wir zwar nicht; aber so viel ist sicher, daß damals schon der sogenannte Berghof stand, welcher Name sich bis heute erhalten hat, und der, von Leopold dem

Heiligen erbaut, der hier einen Gejaidhof hatte, sich zwischen dem hohen Markte und der Krebsgasse erhob. Hier zahlten ehemals die Weinbauern ihre Abgaben, und wahrscheinlich die Schiffer auch, welche am Salzgriese anlegten.

Unstreitig ist es, daß von nun an die Kreuzzüge großen Einfluß auf das Emporblühen Wiens hatten, vorzüglich durch den ausgedehnten Handel, der sich über Constantinopel bis in's Morgenland erstreckte. Unter Markgraf Leopold dem Heiligen war Wien noch ganz klein, doch mit Mauern umgeben. Herzog Heinrich Jasomirgott war der Erste, welcher in Wien residirte. Heinrich der Löwe hielt sich auf seinem Kreuzzuge in Wien auf, bei welcher Gelegenheit dasselbe im J. 1171 eine Hauptstadt genannt wurde. Heinrich Jasomirgott starb im 63. Jahre seines Alters an einem Beinbruche, durch einen Sturz auf einer morschen Brücke, als er über die Donau gegen die Mährer und Böhmen zog. Wien verdankt diesem Herzoge, nach Marc Aurel's Begründung und Karls des Großen herrlichen Stiftungen, sein erstes Emporblühen und die Ernennung zur Hauptstadt Oesterreichs, indem er seine Residenz dahin verlegte; er baute auch mehrere Kirchen und legte die Vorstadt Wollstraße (Wollzeile) an. So entwickelte sich schon damals die Form der Stadt, wohin immer mehr Einwohner kamen.

Wien bildete damals ein etwas gegen den heutigen Rothenthurm in's Längliche verschobenes Viereck, mit sechs Thoren und zwei Pforten für Fußgänger gegen die Do-

nau. Um die ganze Stadt zogen sich Mauern mit einem Wallgraben, über welchen die Brücken der Thore führten; der Raum des Grabens war am schmalsten bei der Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) wegen des Donauflusses, der hier ganz hart am Fuße des Berges vorüberfloß.

Um diese Zeit (nemlich im Jahre 1160) hatte die Stadt ungefähr folgende Umgränzung:

Vom Hause »zum Heidenschusse,« wo sich das erste Thor befand, lief die Stadtmauer neben der heutigen Naglergasse bis zum Peilerthore, (eigentlich Pfeilerthor, im Jahre 1732 abgebrochen) das bei dem heutigen Sparkassegebäude stand, und von da durch das erst in diesem Jahre (1841) verschwundene Paternostergäßchen, am Jungferngäßchen vorüber, dem Freisinger- (jetzt Trattner-) Hofe zu, welcher von dem Bischofe Otto von Freisingen erbaut worden war. Die Naglergasse und die Straße »Am Graben« bildeten von dieser Seite den Wallgraben.

Zwischen dem Schlossergäßchen und dem Hause »zum Rebhühnchen« in der Goldschmiedgasse stand das dritte Thor. Von dort zog sich die Stadtmauer über die Brandstatt, den lichten Steg und Haarmarkt hinunter, zwischen welcher Strecke das vierte Thor sich befand, welches zur Wollzeile führte. Von hier ging die Umfangmauer gegen den Lazzen- und Gaminger-Hof, bis an den Katzensteig (am untern Ende der heutigen Seitenstetter-Gasse) zum fünften Thore, und von da, hinter St. Ruprecht,

über den heutigen Salzgries bis zum sechsten Thore, und endlich neben dem tiefen Graben bis zum Heidenschusse zurück.

Die heutige Häuserreihe vom Peilerthore (Sparkassehaus) bis an das Ende der Brandstatt steht meistens auf den Fundamenten der uralten Stadtmauern.

Außer den genannten sechs Hauptthoren gab es noch zwei kleine Pförtchen: das eine unter St. Ruprecht, das andere an der Fischerstiege, durch welche man an die Donau gelangen konnte.

Von diesen Thoren führte jenes am Heidenschuß in die Umgebungen der Stadt, nach Hernals, Ottakrin u. s. w.; das Peilerthor über die Hochstraße (heutige Herrngasse) nach Steiermark und Italien; das in der Nähe des Taschnergäßchens durch die Wollzeile nach Ungarn, und das vom Katzensteig nach Mähren und Böhmen.

Innerhalb dieser Umgränzung waren als vorzügliche Gebäude und Plätze merkwürdig: der Hof, damals »am Herzogenhof« genannt, mit der daselbst von Heinrich Jasomirgott erbauten Burg und Kirche (das heutige Hofkriegsraths-Gebäude); die St. Pancraz-Kapelle in der Nähe der heutigen Nunciatur; die Peterskirche (auf dem heutigen Platze); der Freisinger-Hof (Trattner-Gebäude); die Ruprechts-Kirche; die Kirche zu Maria am Gestade, der Passauer Hof (hart an dieser Kirche) und der Berghof (zunächst St. Ruprecht); — der Judenplatz und der hohe Markt.

Außer der Stadt, und zwar vor dem Heidenschußthore, nächst der Freiung, befand sich das Schottenstift; gleich rückwärts desselben ein Meierhof (im Bereiche der heutigen Währingergasse); das Jagdhaus, von Leopold dem Heiligen erbaut (gegenwärtig fürstlich Esterhazy'sche Palais in der Wallnerstraße); — zwischen den Thoren der Goldschmiedgasse und des Taschnergäßchens lag die Stefanskirche, ungefähr halb so groß, als heut zu Tage (nemlich vom Riesenthore bis gegen das mit einem eisernen Gitter eingefaßte Chor); zunächst dieser die Wollzeile und rückwärts der Stefanskirche die Kapelle St. Jakob auf der Hülben (Riemer-, eigentlich Römerstraße); das teutsche Haus, die St. Johannis-Kapelle der Johanniter-Ritter in der Kärntnerstraße. Hinter der Wollzeile das Tempelhaus (die heutigen Dominikaner).

Am Salzgriese floß ein starker Donau-Arm, am Fuße des, ob der heutigen Kohlmessergasse beginnenden, bis zum Arsenale und den Schotten sich hinziehenden Hügels, wovon die Kirche Maria am Gestade die Benennung erhielt. Im ehemaligen untern Passauer-Hofe, an der Kirchenmauer, waren noch vor neunzig Jahren die großen eisernen Ringe eingemauert, an welchen die hier landenden Schiffe angehängt wurden. Auch bei dem Baue der Salzgries-Kaserne wurden tief aus der Erde starke hölzerne Wehren (gegen das Einreißen des Strommes) ausgegraben.

Die Gegend, wo gegenwärtig vier und dreißig Vorstädte mit Tausenden von Gebäuden prangen, war theilweise Wal-

dung, gegen die Stadt zu aber gelichtet, in Feldern und Weingärten bestehend.

Von dem Lösegelde des Königs Richard Löwenherz von England erhielt Wien seine erste bedeutende Erweiterung, die unter Leopold VI., dem Tugendhaften, an der Ostseite noch sehr zunahm.

Er vergrößerte die Stadt durch Einziehung des Dämpfinger-Hofes unweit St. Ruprecht, über den Hafnersteig, den Lorenzerinen (Fleischmarkt) dem Hauptmauthgebäude vorbei; von da an das Haus der Tempelritter, welches zu Zeiten Leopolds aber schon den Dominikanern eingeräumt wurde, hinunter zur Wollzeile, wo ein neues Thor, das Stubenthor, entstand (von den dortigen Badestuben so benannt, die an die Wollzeile stießen); von dort zum Nonnenkloster St. Jakob auf der Hülben (gegenwärtig das Tabak-Apalto in der Riemerstraße); die ganze Singerstraße und den alten Roßmarkt (jetzt Stock-ameisen-Platz) hinauf, wo ebenfalls ein neues Thor, das Kärntnerthor stand, und wo sich die Mauern an die alten Mauern des Freisinger-Hofes anschlossen. Der Wallgraben lief von da in den Graben ein. In dieser Gestalt eines länglichen Vierecks blieb die Stadt bis zu Ottokars, des Königs von Böhmen, Zeiten (1277).

Kaiser Friedrich II. erhob Wien (1237) durch einen Majestätsbrief zu einer freien Reichsstadt; auch stiftete er eine lateinische Schule. Herzog Friedrich II., der Streitbare, zerriß den Majestätsbrief der Reichsstadt Wien, welche nach dem Tode dieses Herzogs, von Kaiser Friedrich II. zum zweiten Male zu einer freien

Reichsstadt erklärt wurde. — Im Jahre 1258 (nach Andern 1271) den 5. August, brach zu Wien um Mitternacht ein furchtbares Feuer aus, welches die Stefanskirche mit ihren Glocken, das teutsche Haus, das St. Johannisspital, das Dominikanerkloster (zur Hälfte) und viele Gebäude verzehrte. — Ottokar befahl den Aufbau und verschaffte der Stadt eine abermalige Vergrößerung. Er zog die bisher in der Vorstadt gelegene Hofburg, von Leopold VII. an dem Platze des heutigen Schweizerhofes erbaut, und die Michaelskirche, ferner das Schottenkloster und dessen Kirche zur Stadt; er erbaute den heutigen Kohlmarkt, ließ auch zwischen der Burg und dem heutigen Schottenthore viele Gebäude anlegen, woraus die Herrngasse entstand, und zog um diesen neuen Anbau Mauern und Gräben, welche auch mit Thürmen befestigt wurden. Auch stellte er die abgebrannte St. Stefanskirche schnell und größer wieder her.

Im Jahre 1319 brach Feuer im Hause des Pfarrers zu St. Stefan aus, welches viele Häuser und die St. Michaelskirche verzehrte. — Unter Maximilian wurde die Stadt gepflastert, die Gräben der Stadt verbessert, der Salzthurm vollendet, der Schutt von den abgebrannten Häusern weggeräumt. Wien hatte damals sehr schöne Ziergärten, und es heißt, daß die ersten Tulpen von hier nach Holland gekommen sind.

Durch die erste türkische Belagerung im Jahre 1529 erlitt die Stadt großen Schaden. Nach dem Abzuge der Türken wurden die zerschossenen Häuser und Mauern wieder hergestellt, und Kaiser Ferdinand I. befahl 1547 die

Stadt möglichst zu befestigen. Er ließ dazu von dem Ingenieur der Stadt Wien, Augustin Hirschvogel, einen Plan machen, der größtentheils ausgeführt wurde.

Die Stadt nahm damals innerhalb der Ringmauern denselben Raum ein, den sie noch heute zwischen den Festungswerken hat; nur waren einzelne Gegenstände anders gestaltet, als jetzt, und hatten auch andere Benennungen. Sämmtliche Ringmauern waren damals noch mit Schießscharten versehen.

Die Werke, welche nach dem Hirschvogel'schen Plane ausgeführt wurden, waren:

1. Die Jakoberbastei, auf welcher der Coburg-Cohary'sche Pallast erbaut ist.
2. Die Predigerbastei (Dominikanerbastei), die noch besteht.
3. Die Biberbastei, von dem dicht daran stehenden Biberthurme so genannt, der seither abgebrochen wurde.
4. Der rothe oder eigentlich der Rotten-Thurm, der ebenfalls verschwunden ist.
5. Das Salzthor, heut zu Tage wegen des dabei liegenden Fischmarktes, welcher sich früher auf dem hohen Markte befand, das Fischerthor genannt.
6. und 7. Die Werderbastei und das Werderthor. Diese beiden Gegenstände hatten ihre Namen von der Gegend diesseits der Donau, nemlich der jetzigen Rossau im obern Werd und jenseits der Donau, der heutigen Leopoldstadt im untern Werd. Das Werderthor wurde zwar

schon im Jahre 1547 abgebrochen und verschüttet, allein in späteren Zeiten wieder eröffnet und Neuthor genannt, woher auch die ehemalige Werderbastei jetzt die Neuthorbastei genannt wird.

8. Die Elendbastei. Daß diese Bastei und der daran stoßende Bezirk ehemals so genannt wurde, weil daselbst arme Leute und liederliches Gesindel wohnte, ist unrichtig; denn hier war der Landungsplatz, oder die Anlände der Schiffe, und daraus ist das Wort Elend durch Korruption entstanden. Das Elend heißt jetzt nur die Zeughausgasse und die Bastei wird gewöhnlich Schottenbastei genannt.

9. Der Judenthurm. Zu diesem konnte man durch die Wipplingerstraße über die hohe Brücke zwischen dem obern Arsenale und dem jetzigen k. k. Zeughause gelangen; er wurde später abgetragen.

10. Das Schottenthor. Dieses führte damals durch einen großen viereckigen Thurm, auf dessen Grundlage das spätere Wohngebäude aufgeführt wurde, welches wir im Jahre 1840 haben abbrechen sehen, um dem heutigen Prachtthore Platz zu machen.

11. Die noch bestehende Melkerbastei.

12. Die Löwelbastei, worauf heute das niedliche Paradiesgärtchen mit dem Kaffehhause angebracht ist.

13. Das Burgthor und die dabei liegende Bastei. Das Erste stand gegenüber des Burggehthores bei der Adlerstiege und die Zweite beim Rittersaale. Diese war durch viele Jahre der abendliche Sammelplatz der schönen Welt; es befand sich ein Kaffehhaus darauf,

das den Spitznamen der Ochsenmühle hatte, weil die Spatzierenden des beschränkten Raumes wegen immer die Runde durch die Kaffehhaus-Hütte machen mußten. Diese Gegenstände wurden rasirt, um dem heutigen äußern großen Burgplatze Raum zu geben.

14. Die Augustinerbastei.
15. Die Heimers-, jetzt die Wasserkunstbastei, wo der gräflich Erdödy'sche Pallast gebaut wurde.
16. Das alte Kärntnerthor und
17. das Stubenthor, die beide in unseren Tagen renovirt wurden. Damals hatten sie große alte Thürme, deren Ursprung, so wie jener vieler anderer Thürme, vorzüglich des Biberthurmes, noch von den Zeiten der Römer hergeleitet wird, daher auch die Straße vom Kärntnerthore bis zum Biberthurme vormals die Römerstraße (heute Riemerstraße) genannt wurde. Diese beiden Thürme wurden im Jahre 1547 abgeworfen.

Die Umgebungen der Stadt gegen die heutige Rossau im obern und gegen die Leopoldstadt im untern Werd, so wie die Jägerzeile, damals Venediger-Au genannt, waren größtentheils von Jägern und Fischern bewohnt; auch befanden sich dort viele Lusthäuser und Gärten der vermöglicheren Einwohner von Wien.

Die Gegend der heutigen Währingergasse, Alservorstadt und Josefstadt bestand blos aus Feldern und Weingärten.

Die jetzige Vorstadt St. Ulrich war ein Dorf, welches Zeismannsbrunn hieß, und zu dem der Neudeggerhof gehörte, welches ein Schloß mit vier Eck-

thürmen um einem Wassergraben war, und am Platzel lag, wo ein Haus auf dessen Grundmauern ruht.

In der Gegend der heutigen Laimgrube befanden sich längs dem linken Ufer des Wienflusses mehrere Ziegelöfen und darüber mehrere Windmühlen, wovon die heutigen Vorstädte den Namen erhielten.

An der Stelle der Vorstadt Mariahilf lag das Dorf Schöff und nahe daran Gumpendorf, welches für eines der ältesten Oerter in der Nähe von Wien gehalten wird.

Auch die Wieden, welche damals bis an den Stadtgraben reichte, und wo das alte Bürgerspital stand, ist eine der ältesten Vorstädte. In der Gegend von Nikolsdorf stand schon vor der ersten türkischen Belagerung ein Dorf, St. Bernhardsthal genannt; die ganze übrige Gegend bestand aus Feldern, in deren Mitte ein Schloß mit einer der heiligen Margareta gewidmeten Kapelle lag, von welcher später dieser Vorstadtgrund seinen Namen erhielt.

Die heutige Landstraße hieß früher die Nicolai-Vorstadt und war nur gegen die Stadt mit bürgerlichen Wohnhäusern bebauet.

Zwischen der Stadt und dem Wienflusse lief der Mühlbach, der verschiedene Mühlen trieb. An seinem Ufer lagen vom Stubenthore bis zur Donau mehrere Jägerhäuser, daher auch diese Gegend »unter den Jägern« genannt wurde.

Nach der zweiten türkischen Belagerung (1683), wobei beinahe alle Vorstädte zerstört worden waren, wurden

sie wieder aufgebaut; kein Vorstadthaus durfte aber, die Leopoldstadt ausgenommen, näher als sechshundert Schritte von den Pallisaden der Festungswerke der Stadt angelegt werden.

Der freie Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten, oder das sogenannte Glacis war bis zum Jahre 1770 ein wüster, mit Unrath und Schlamm bedeckter Platz, ohne Fahrwege und Fußsteige, unbequem und selbst bei Tage unsicher zu durchwandeln. Kaiser Josef II. ließ deßhalb rings um die Stadt erhöhte Fahrstraßen und von einem Stadtthore zum andern, so wie auch in alle Vorstädte eigene Wege für die Fußgeher anlegen, wodurch das ganze Glacis zu einem schönen Wiesengrunde umgeschaffen, und die Verbindung zwischen der Stadt und den Vorstädten sehr erleichtert wurde.

Unter Maria Theresia wurden das Glacis rund um die Stadt, vor den Stadtthoren die Fahrwege bis zum Eingange der Hauptstraßen der Vorstädte, dann die große, im Zirkel um die Stadt laufende Straße und alle von der Stadt nach den Vorstädten führenden Fußwege zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Publikums beleuchtet.

Eine bedeutende Umwandlung erhielt die innere Stadt unter der Regierung Kaiser Josefs II., der im Jahr 1782 anfing, die entbehrlichen Mönchs- und Nonnenklöster, und mehrere kleinere Kirchen und Kapellen aufzuheben, im Jahre 1783 eine neue Pfarr-Eintheilung sowol für die Stadt, als für die Vorstädte machte, und die aufgehobenen Klostergebäude größtentheils zum öffentlichen Staatsgebrauche verwendete.

Dazu gehörten:

1. Das Königskloster, an dessen Stelle nun der ehemals Fries'sche, jetzt Sina'sche Prachtpallast am Josefsplatze, dann die Bethäuser der augsburgischen und helvetischen Konfession sammt den dazu errichteten Schulen sich befinden, und wodurch die untere Breunerstraße, welche vorher nur bis an dieses Kloster ging, bis zum genannten Josefsplatze verlängert wurde.
2. Das Kloster und die Kirche St. Nicolaus in der Grünangergasse, statt welcher Privathäuser erbauet wurden, wodurch das Nicolaigäßchen entstand, das noch den Namen des aufgehobenen Klosters der Nachwelt aufbewahrt.
3. Das Frauen-Kloster zu St. Josef, auch bei den sieben Büchern genannt, in der Sterngasse, welches gegenwärtig noch zu einem Untersuchungs- und Straforte für politische Vergehungen verwendet wird, und allgemein das Polizeihaus genannt wird.
4. Das Kloster der Jakoberinen in der Riemerstraße, in welchem sich noch die k. k. Tabak- und Stempelgefällen-Administration befindet. Auf dem Platze, wo die Kirche stand, wurde der fürstlich Paar'sche Pallast erbaut.
5. Die Kirche und das Kloster der Laurenzerinen am alten Fleischmarkte. Dieses Gebäude wurde vor zwanzig Jahren ganz umgebaut und ist nun für k. k. Aemter, nemlich Hofbuchhaltungen und das k. k. Bücherrevisions-Amt, bestimmt.

6. Das Kloster und die Kirche der Minoriten hinter dem Landhause. In das Klostergebäude wurde die k. k. nied. österr. Landesregierung verlegt, und die Kirche, welche schon in ältern Zeiten die wälsche genannt wurde, den Italienern als National-Kirche eingeräumt.
7. Die Kirche und das Kloster zur Himmelpforte. Diese Gegend ist jetzt durchaus mit Privathäusern verbaut und zwischen der Weihburg- und Himmelpfortgasse durch die Rauhensteingasse und das Ballgäßchen in verschiedene Bezirke abgetheilt.
8. Das Annakloster, welches früher (bis 1770) die Jesuiten in Besitz hatten, nach deren Aufhebung aber für Schulzwecke und für die Akademie der bildenden Künste verwendet wurde, was noch der Fall ist.
9. Das Dorotheerkloster und die Kirche wurden theils zu Privathäusern, theils zum k. k. Versatzamte verwendet und bildet nun die Neuburger-, Planken- und Dorotheergasse.

Im Jahre 1809 wurde von den Franzosen vor ihrem Abzuge ein großer Theil der Festungswerke durch eigens hiezu angelegte Minen demolirt; sie machten damit den 16. Oktober den Anfang. Es wurde aber bald zu der Wiederherstellung der Festungswerke geschritten und mit der Cortine zwischen der Mölker- und Löwelbastei der Anfang gemacht.

In der Mitte dieser Cortine wurde ein neues Thor für Fußgänger eröffnet, welches von der Teinfaltstraße

nach der Alservorstadt und Josefstadt führt und den Namen des Franzensthores erhielt.

Das Paradiesgärtchen auf der Löwelbastei wurde vergrößert, mit kleinen englischen Anlagen umgeben, und das darin stehende, bisherige kaiserliche Lusthaus zu einem Kaffehhause eingerichtet.

Die ehemalige breite Brustwehre der Bastei wurde rund um die Stadt gänzlich abgetragen und dafür eine neue, kaum zwei Schuh breite Umfangsmauer aufgeführt.

Das Glacis wurde durchaus geebnet, mit vielen neuen Alleen durchschnitten und zu den herrlichsten und nächsten Spaziergängen um die Stadt umgewandelt. Die gesprengten Außenwerke des Paradiesgärtchens bis zum Kärntnerthore wurden vollends geschleift, die Gräben um die Ravelins ausgefüllt und mit dem Glacis in gleiche Ebene gebracht; die Contre-Escarpe (so wie vor dem neuen Thore zwischen der Löwel- und Mölkerbastei) mit Rasen belegt, ihre Ränder am Glacis mit Spalieren und Baum-Reihen besetzt und im Stadtgraben selbst rings um die Stadt eine herrliche Pappel-Allee angelegt.

Die neuen Stadtmauern zwischen der Löwel- und Augustinerbastei wurden so weit auf das Glacis hinausgerückt, daß vor der k. k. Burg für einen prächtigen freien Platz Raum wurde, welchen das schöne neue Burgthor, mit der Inschrift: »Justitia Regnorum Fundamentum,« dem Denkspruche weiland Kaiser Franz des I., prangend schmückt. Zu beiden Seiten dieses mit vier Wiesenplänen versehenen Platzes entstanden noch zwei bedeutende, dreieckförmige Räume, in welchen links ein Garten für den

Allerhöchsten Hof mit den berühmten, kolossalen Gewächshäusern und rechts der sogenannte Volksgarten zum freien Gebrauche des Publikums entstanden.

In diesem Volksgarten befindet sich der schöne Theseustempel mit Canova's berühmter Marmorstatue, den Kampf dieses mythischen Helden mit dem Minotaurus darstellend. Unter dem Tempel sind Katakomben mit römischen Alterthümern, die in Wien und seiner nächsten Umgebung aufgefunden worden sind. Auch das hier stehende, in Halbmondform gebaute Kaffehhaus ist sehenswerth.

Am Ende der Franziskanergasse auf der Seilerstätte, nächst dem k. k. Zeug- und Gußhause, wurde ein ähnliches Thor für Fußgänger, wie einige Jahre früher jenes am Ende der Teinfaltstraße, eröffnet und nach Ihrer Majestät, der damals regierenden Kaiserin, das Karolinenthor genannt. Vor diesem Thore liegt die schöne, starkbesuchte Anlage des sogenannten Wasserglacis, wo Gesundheitwässer und Kaffehhaus-Erfrischungen zu haben sind.

Der Ravelin nächst dem Kärntnerthore wurde mit dem Glacis vereinigt und geebnet; über den Wallgraben vom alten Kärntnerthore statt der vorigen schieflaufenden Brücke eine neue in gerader Richtung erbaut und von dieser bis zur neuen Kärntnerthorbrücke ein doppelter Halbzirkel mit Alleen angelegt.

Auch das vorige Rothethurmthor wurde niedergerissen und das neue mit doppelten Oeffnungen für die ein- und ausfahrenden Wagen hergerichtet.

Der Schwibbogen, durch welchen man vom Fischmarkte auf dem Salzgries gelangte, wurde abgeworfen und dadurch der Straße am Salzgries ein freundlicheres Ansehen gegeben.

Auch die lange, alte Mauthbrücke hinter dem k. k. Hauptzollamte wurde beseitigt und dafür ein breiter Erdwall mit einer gleich breiten kurzen Brücke errichtet.

Im Innern der Stadt verschwand der uralte, schwarze und steile Katzensteig und statt seiner erblickt man heute die zwar viel breitere, aber noch immer ziemlich steile Seitenstädtergasse.

Unter der Regierung Seiner Majestät des gegenwärtig glorreich regierenden Kaisers Ferdinand wurde das Stubenthor mit neuen Frontispicen versehen und mit einem neuen Pfade für Fußgeher erweitert; das alte Kärntnerthor wurde renovirt, ebenfalls mit einem Fußgeherpfade erweitert, was auch mit der Brücke geschah und das Schottenthor wurde mit dem darüber gebauten Hause ganz rasirt und dafür der heutige Prachtbau aufgeführt, der mit dem Burgthore ein würdiges Paar bildet. Die Vergrößerung des Grabens durch Abbruch einiger Häuser geschah vor unsern Augen, und die herrliche Pflasterung der Glacis und der Hauptstraßen der Vorstädte ist vollendet.

Italienische Oper.

Wie eiferte man noch vor zwanzig Jahren in Wien und Teutschland gegen Rossini, wie jammerte man über die durch seine leichtfertigen, gehaltlosen und nichtsnutzigen Opern herbeigeführte Geschmacksverderbniß! Seine Opern hatten keinen Charakter, keine Tiefe, nichts weiter eben, als einschmeichelnde, leere Melodien, und auch diese wollte man nicht als sein Eigenthum gelten lassen, denn bald hatte er sie von der Straße aufgelesen, bald einem alten, verschollenen Volksliede entlehnt, bald sollte er eine ältere Oper, bald ein Stück Kammermusik, bald eine Messe geplündert haben! Eine Oper glich der anderen, überall dieselben bis zum Ueberdrusse benützten Crescendos, überall derselbe Zuschnitt der Arien, Duetten, Terzetten und Ensembles, die Chöre ohne Kraft und Ausdruck, die Orchesterbegleitung immer in denselben stereotypen Formen sich bewegend, ohne Eigenthümlichkeit und Auffassung, die Partituren wimmelnd von den gröbsten Satzfehlern, — mit einem Worte, wenn man damals die Anhänger der teutschen Musik reden hörte, so gab es keinen geistloseren, oberflächlicheren Komponisten, als Rossini, keine Periode eines tieferen Kunstverfalles, als die seinige! Es gehörte damals zum guten Tone der Kritik, gegen die von allen Seiten unaufhaltsam in das teutsche Repertoire her-

einbrechenden und vom blinden Enthusiasmus der leicht erregbaren Menge in Schutz genommenen zallosen Opern dieses Meisters Opposition zu machen, und kaum hatten, mitten unter den, von allen Ecken und Enden der teutschen Journalistik wider dieses ganze Genre mit einer Art patriotischen Fanatismus geschleuderten Verdammungsurtheilen, einige wenige kritische Autoritäten, die doch nicht Alles gleich unbedingt verwerfen wollten, den Muth, einzelnen Stücken dieser Opern, wie z. B. dem herrlichen dritten Akte des »Othello,« oder der grandiösen Preghiera aus »Moses,« das Wort zu reden.

Seitdem ist diese ganze Polemik, die man nach der Hartnäckigkeit und Feindseligkeit, womit sie geraume Zeit hindurch geführt wurde, wol für unversöhnlich hätte halten sollen, doch um Vieles ruhiger geworden. Der Werth der Rossini'schen Musik stieg immer mehr im Preise, je weniger seine Nachahmer und Nachfolger wahrhaft Ausgezeichnetes brachten, und oft ist nun die Rede davon, daß sich Italiens Opernbühne glücklich schätzen dürfte, wenn sie jetzt einen zweiten Rossini aufzuweisen hätte! Entweder man hatte damals die Klagen übertrieben und zu streng geurtheilt, oder es ist seitdem so schlecht geworden, daß einem die frühere Periode noch als ein beneidenswerther Zustand erscheinen muß.

Und wirklich, wenn man einen Blick auf dieses ganze neuere Opernwesen Italiens wirft, so wird man sich die traurige, bedauerliche und hoffnungslose Stellung desselben nicht leicht verbergen können. Neue Komponisten, neue Opern in Menge und Ueberfluß, — allein seit Jah-

ren nicht ein Werk, welches Epoche gemacht hätte in der musikalischen Welt, nicht ein Meister, auf dessen Wirken man mit Stolz und Vertrauen hinblicken könnte. An Talenten zwar kein Mangel, allein die Mehrzal untergeordneten Ranges, und die besseren, tüchtigeren keines höheren, selbstständigen Aufschwunges fähig. Nach dem Manne, der hier eine neue Bahn bräche, und den alten Ritus im Tempel der Kunst wieder herstellte, sieht man sich vergebens um. Es ist traurig, daß es so ist, aber es ist so!

Zudem hat in neuerer Zeit die unglückselige, kunsttödtende Romantik des französischen Dramas und der französischen Oper ihr blutiges Panier auch auf den italienischen Opernbühnen entfaltet, die nun in den diesen Musiken untergelegten Textbüchern mit den widerlichsten Ausgeburten der zügellosesten Fantasie bevölkert werden. Scenen wahrhafter, reiner Liebe und edler, hochherziger Freundschaft, eine schöne Heldenthat, ein großes Opfer, wem von all den Librettoschreibern fiele es noch ein, derlei langweiliges, tausendmal dagewesenes Zeug abermals auf das Theater zu bringen? Die verzerrten, bizarren, unnatürlichen, blutigen Poesien eines Victor Hugo und seiner Schule (!) bieten ihnen eine reichere und bessere Ausbeute, in ihnen finden und verehren sie das Ideal dichterischer Darstellung, und so bringt denn jede dieser neuen Opern ein ganzes Arsenal der gräßlichsten und ärgerlichsten Situationen, vor denen jeder besser gesinnte, gefühlvolle, einer poetischen Erhebung fähige Zuhörer sich mit Ekel und innerem Ab-

scheu wegwenden muß. Die Hauptpersonen dieser Opern sind ein untreues, liederliches Weib, ein zärtlicher Buhle, ein grausamer Tirann, — die Handlung wechselt, höchst romantisch und erbaulich! zwischen Hinrichtungen und Wahnsinn, Selbstmord und Leichenzügen, Kerker und Torturen, Verrath und Rache, Gift und Dolch, Mord und Brand, Scheiterhaufen und Gerichtsscenen, — Gräuel werden auf Gräuel gehäuft, — das Entsetzen auf den höchsten Punkt getrieben, — und wenn die männlichen Helden dieser großen, erhabenen Haupt- und Staats-Aktion es überstanden haben, so erscheint »zu guter Letzt« noch die verfolgte, schmerzzerrissene, zermarterte Primadonna, verzweifelnd und von Wahnsinn erfaßt, bewehrt mit Dolch und Gift, und haucht — zum Entzücken der glücklichen, beneidenswerthen Menge! — in einer eleganten Triller-Cabaletta ihre Seele aus!!

Ich frage, soll es der Zweck der Musik sein, dieser himmlischen Kunst, solche Gräuelscenen durch die Macht der Töne zu verherrlichen? Darf sie es, und wenn sie dürfte, kann sie es? — — — Allein die italienische Musik ist dabei, zum Glücke, nicht so gewissenhaft, sie nimmt es nicht so genau mit der Schilderung dieser Gräßlichkeiten, sondern hält sich an gewisse bequeme Formen des Ausdrucks, die, weit entfernt, einen Text oder eine Situation, ich mag nicht einmal sagen, den ganzen Stoff wahr und charakteristisch aufzufassen, für Alles und Jedes immer das Gleiche in Bereitschaft haben, es mag die Handlung eine ernste oder eine komische

sein. Ich wüßte auch wahrhaftig nicht anzugeben, worin eigentlich bei dieser neueren Musik der Unterschied zwischen einer Opera seria und einer Opera buffa zu suchen wäre. Keine von beiden hat jetzt mehr ein charakteristisches Merkmal, ein Erkennungszeichen aufzuweisen, jede bringt uns den gleichen Zuschnitt, dieselbe Eintheilung der Melodien, in Solos, Chören und Ensemblesätzen, und man könnte darauf wetten, daß z. B. ein Walzermotiv, welches in einer komischen Oper Glück gemacht, in allernächster Folge, wie es leibt und lebt, einer verzweifelnden, sterbenden Primadonna in den Mund gelegt werden wird. Die Enthusiasten jubeln da, wie dort, wie besessen, und die Zeitungen verbreiten den Ruhm des »divino maestro« in alle Welt!

Und doch findet diese Musik so großen Anhang, so vielfachen Schutz und Vertheidigung! Man sagt, daß die französische und noch mehr die neuere teutsche Schule, (wenn man anders sagen darf, daß es eine solche gäbe,) gegen sie in einem sehr wichtigen und wesentlichen Punkte, im Gesange, weit zurück stehen, und diese Behauptung ist nicht unrichtig. Allein Gesang ist, wenn auch viel, doch nicht Alles, und wie der Werth eines Gemäldes nicht allein auf dem Glanze und Reichthume der Farben beruht, sondern vielmehr aus der kunstgemäßen Wahl des Stoffes, aus dessen poetischer Darstellung, aus der Tüchtigkeit und Formenreinheit der Komposition, aus dem Geiste, der daraus spricht, aus der Harmonie aller Theile zum Ganzen, vom Kenner beurtheilt werden muß, und es schön ist, wenn zu all die-

sen vorhandenen Vorzügen sich noch der Reiz der Farbe gesellt, so ist es auch bei der musikalischen Kunst. Ohne Farbe kein Gemälde, ohne Melodie keine Oper, allein ein Kunstwerk ist das Gemälde, ist die Oper nicht, in denen nur allein diesem falschen Prinzipe gehuldiget wird!

Es ist wahrhaftig nicht übertriebene Teutschthümelei, wenn man gegen dieses mit jedem Tage sich immer mehr und mehr ausbreitende, den Sinn für das Schöne und Wahre in seinem innersten Leben angreifende Operunwesen, gegen den kein Maß und Ziel kennenden Spektakel der Enthusiasten, gegen diese blinde Vergötterung der Menge eifert und protestirt, — allein leider müssen auch wir Teutschen den Vorwurf hinnehmen, daß wir im Bereiche unserer ganzen neueren Opernmusik eben so wenig ein großes und bedeutendes Werk aufzuweisen haben, welches sich als Muster dramatischer Komposition all diesen geschmacksverderbenden Liedeleien, all dem erlogenen Pathos, der tragisch genannt werden will, entgegenstellen ließe. Einige meinen zwar, wenn die Theaterverwaltungen auch für die Wiedererweckung der teutschen Oper so viele und nahmhafte Opfer brächten, wie es allerwärts für die italienische geschieht, wenn diese letztere zwar beibehalten, ihr aber nur eine bestimmte Zeit im Jahre eingeräumt, wenn beide Zweige getrennt würden, und man für eigentlich teutsche Kompositionen ein besonderes Repertoire gründete, dem unter keinerlei Bedingung etwas Fremdländisches eingeschaltet werden dürfte, so würde sich bald wieder, wie vor Zeiten, eine selbstständige teutsche

Oper schaffen lassen, unbekannte Talente würden auftreten, der Geschmack an diesen Musiken wieder neu im Publikum aufleben, und was dergleichen sanguinische Hoffnungen mehr sind. Vielleicht möchten auch diese Profeten mit ihren kühnen Weissagungen zu Schanden werden, — allein so viel ist gewiß, daß — um mich eines recht alltäglichen Gleichnisses zu bedienen — da, wo nichts gesäet wird, auch nichts wachsen kann. —

Rossini, der in seinen neueren Opern, namentlich in seinem, teutscher Weise auffallend näher stehenden, meisterlichen »Wilhelm Tell,« höheren Tendenzen zu huldigen begann, und hiedurch eine bessere Richtung hätte angeben können, hat sich ganz von der Oeffentlichkeit losgesagt, — der weiche, süßliche, schwärmerische Bellini ist nicht mehr, — der vielschreibende, oberflächliche, wenig originelle Donizetti und der etwas kalte und trockene Mercadante sind nun die alleinigen Repräsentanten der neueren italienischen Opernmusik; als Dritten könnte man ihnen vielleicht noch den Einen der Brüder Ricci hinzufügen, von dem mitunter in Italien Manches gefällt. Die Uebrigen, Nachahmer im strengsten Sinne des Wortes bald des Einen, bald des Anderen, sind weiter von keinem Belange.

Von Mercadante und Donizetti hörten wir auch in unserer letzten italienischen »italienischen Stagione« einiges Neue, von Jenem den »Bravo,« der theilweise Glück machte, von Diesem zwei äußerst langweilige und geistlose Opern, bei denen Schade um die Mühe des Einstudirens war. Diese und die anderen nebstbei in die Scene gebrach-

ten Opern bieten übrigens durch den ihnen innewohnenden Kunstwerth so wenig Anhaltspunkte zur kritischen Erörterung dar, daß ich mir, mit Beziehung auf die in diesem Aufsatze entwickelten allgemeinen Ansichten über das jetzige italienische Opernwesen, die Details darüber leicht ersparen kann.

Ueberhaupt schien die ganze heurige Stagione das Publikum nicht in dem Grade zufrieden zu stellen, als in anderen Jahren. Offenbar lag die Schuld mehr an den Opern, die entweder schon zu bekannt, oder schlecht und mittelmäßig waren, als an den Sängern, von denen wir aber auch, — Donzelli, diesen außerordentlichen und merkwürdigen Künstler, dann die Tadolini und Moriani ausgenommen, — schon bessere gehört, als diesmal. Indessen ließen sich am Abende des letzten Scheidens unsere Lärmmacher und Enthusiasten das Recht nicht nehmen, den Helden der Stagione die üblichen Huldigungen und Ovationen darzubringen, im Theater und auf der Straße, von welcher sie jedoch diesmal durch das wirksame Einschreiten der Behörde verscheucht wurden.

X.

Volksſagen in und um Wien.

Erzält von Emanuel Straube.

3.

Die Stimme der Glocken.

»Und was, liebe Frau,« flüſterte der ehrwürdige Pater Ambros durch das Gitter des Beichtſtuhls, »was iſt denn eigentlich euer Leiden? welch' ein Gebreſte oder Kümmerniß bedrückt euch?«

»Ach, geiſtlicher Herr!« ſchluchzte eine Stimme von unten empor, »ſeit dem Tode meines gottſeligen Eheherrn, welcher vor vier Monden das Zeitliche geſegnete, hab' ich weder Ruh' noch Raſt; ich kann nicht eſſen, nicht ſchlafen, mein Morgenſüpplein liegt mir im Magen, wie eitel Blei, und des Nachts wälz' ich mich auf dem Lager, wie auf einem Pfühle von Dornen. Ach, helft mir, Ehrwürden, oder ich gehe unfehlbar zu Grunde.«

»Mein gutes Weiblein,« nahm der fromme Greis mit ernſter Stimme das Wort, »der Herr hat den Mann gegeben, der Herr hat ihn wieder genommen; ihr ſolltet die Hand benedeien, ſo euch ſchlug, ohne mit unmäßiger Trauer euch an den Gerichten des Herrn zu verſündigen. Ihr lebtet alſo wol ſehr gut mit dem Verſtorbenen?«

»So ihr ausnehmet, daß er mich unterweilen hart ſchlug, wenn er angetrunken nach Hauſe kam, was, Gott

sei's geklagt, einen und jeden Tag geschah, und daß wir ein Paar Stunden täglich in Hader und Wortwechsel hinbrachten, so ihr, wie gesagt, dies ausnehmet, wäre gegen unseren Hausstand nichts einzuwenden gewesen; — allein — — «

»So zankte wol die Noth aus euch, ihr armen Leute?«

»Das mit nichten, Ehrwürden! Mein Seliger war ein Mann bei der Stadt, sonst hätt' er wohl nicht des Schenken fürnehmste Kundschaft sein können; auch hat er mir ein stattlich Haus in unserer guten Stadt Wien und ein aufrechtes Gewerbe hinterlassen; allein — — — «

Sie brach vom Neuen in ein heftiges Schluchzen aus, als ob es ihr das Herz abstoßen wollte.

»Nun, um des Himmels Willen,« fiel der Geistliche ungeduldig ein, »wo fehlt es denn also, woran leidet ihr, wenn es nicht Trauer ist, noch Noth? — Ihr müßt dem Beichtiger sagen, wo euch der Schuh drückt, falls er euch berathen und helfen soll.«

»Ach,« wehklagte die Wittib, »ich kann es nicht mit Worten beschreiben, wie mir ist. Wenn ich ein Weib sehe, das mit ihrem Gesponsen traulich koset und schäkert, schneidet es mir in's Herz; und wenn ich in die Werkstube trete und sehe die rüstigen Gesellen hanthieren, da denke ich mir wol im Stillen: ach, nur des Herren Auge macht ein Gewerb gedeihen, und wenn ich sehe, daß wackere Junggesellen auf die Freite gehen, da wird mir so wundersam kruselig; mich beschleicht ein Hangen und Verlan-

gen — ich kann eine Hochzeiterin schier nicht ansehen ohne Neid — und — — «

»Genug, genug,« schmunzelte der wackere Priester, welchen der Leumund eben so gottselig im Wandel, als verständig und einsichtvoll in den Sachen der Welt rühmte, »ich kenne euren Zustand, ihr arme Witfrau. Höret nun mein Gebot. Gehet heim von hier, nachdem ihr euer Gebet verrichtet haben werdet, und bereitet euch vor durch dreitägiges Fasten, die Offenbarung des Himmels zu empfangen. Am vierten Tage, um die siebente Morgenstunde, machet euch auf den Weg nach dem Sanct Clarenkloster, auf daß euch daselbst eure Sendung hiernieden klar werde. Dieweil ihr wandelt, haltet euch fleißig die Freuden des Ehestandes gegenwärtig, welcher ein von Gott eingesetzter Stand ist, berathet euch mit dem Bedürfnisse eures Hauswesens und eures Herzens, werfet ab all' Gedächtniß der von weiland eurem Ersten erduldeten Unbill, und horchet wohl auf die Stimme der Glöcklein, so um diese Stunde zur Messe läuten. Ihr »Bim, Bam« wird, so ihr anders mein Geheiß treulich vollziehet, zur vernehmlichen Sprache für euch werden, und euch künden, was ihr fürder zu thun habet. Sodann kommet alsbald hieher, und vermeldet mir den Zuruf der metallenen Zungen — und Gott sei mit euch!«

Demüthiglich küßte die Wittib des Paters Hand und ging, um zu thun nach seinem Worte, sintemalen sie guten Gemüthes und frommen Herzens war, wie man es in unseren bösen Tagen selten mehr findet. Sie fastete getreulich in der anberaumten Frist, und suchte sich den

Hunger zu bannen durch gar anmuthige Bilder von den Segnungen des heiligen Ehestandes und dachte zurück an die rosige Zeit, wo sie ein Bräutlein gewesen und mit dem ersten minniglichen Gekuß ein wonnig Erglühen gefühlt und schier vermeint hatte, den Himmel offen zu sehen.

Aber am Abende des dritten Tages ward ihr doch schon gar flau und widerwärtig zu Sinne; der Magen forderte gebieterisch sein Recht und sie hatte groß Mühen, die holdseligen Gedanken aufrecht zu erhalten, so Pater Ambros ihr anbefohlen hatte. Dennoch kämpfte sie ihr Gelüsten nach Speis und Trank wacker nieder und ätzte ihren Geist mit Erinnerungen an ihr Hochzeitsmal und an den Ehrentrunk, welchen einst der Herr Stadtschreiber vom Oberplatze der Tafel mit einem schalkhaften Spruche auf sie und ihren Gatten ausgebracht hatte. Und sie lächelte wider Willen in sich hinein und es überkam sie so wunderselig, daß sie Essen und Trinken und Hunger und Durst vergaß, um nur ihrem süßen Traume zu leben.

»Wenn er's aber nur nicht übel nimmt,« lispelte sie plötzlich und schrack über die Unterbrechung der lautlosen Stille empor und blickte scheu nach der Mauer, wo ihres Seligen Konterfei unter schwarzer Flordecke hing. Da war es ihr, als lüfte sich der Schleier, und die Augen des Bildes gewännen Leben und der Mund krümme sich zu mildem Lächeln und ein verneinendes Schütteln bewege den gemalten Kopf. Die Witwe kniete bebend am Boden und betete.

Es war noch wenig über sieben Uhr des anderen Tages,

als ein schönes junges Weib am Beichtstuhle des wackeren Pater Ambros erschien und ihm mit freudestrahlenden Augen inbrünstiglich die Hand küßte.

»Habet Dank, frommer Vater,« flüsterte sie ihm zu, »habet herzlichsten Dank für euren Rath. Die Stimme der Glocken von St. Clara hat deutlich gesprochen; ich will ihr folgen!«

»Und was sagte der eherne Mund zu euch?« fragte der Pater schmunzelnd, indem er jetzt erst sein Beichtkind von Neulich erkannte. »Habt ihr auch gefastet und des Ehesegens fleißig gedacht?«

»Hab's,« lächelte die Witwe, »und denket euch: als ich heute gen St. Clara walle, ängstlich harrend, was das »Bim Bam« mir künden werde, klingt es deutlich: »Nimm'n Mann! nimm'n Mann!« und da bin ich straks entwichen, euch, ehrwürdiger Herr, zu fragen, ob ich wol recht verstanden habe?«

»Vollkommen recht,« fiel ihr der Greis lächelnd in die Rede, »nimm'n Mann! nimm'n Mann!« das läßt sich nicht so leicht mißverstehen. — Und ihr habt wol auch bereits den Glücklichen ausersehen, der euch zur Erfüllung des Glockengebotes behilflich sein mag?«

»Der — ach, der Altgeselle,« kicherte die Witfrau, verschämt ihr Tüchlein vor die Augen drückend, »er stach mir längst in die Augen, wiewol stets in Zucht und Ehren!«

»Nehmt ihn, heiratet ihn, gutes Weiblein« sagte der Pater, »und werdet recht glücklich mit dem Altgesellen. »Du sollst nicht allein sein!« heißt es in den heiligen Schrif-

ten und »du sollst dem Manne anhängen,« heischt ein anderes Gebot, dessen Dolmetsch für euch im Thurme des St. Clarenklosters wohnt. Gehet mit Gott, meine Tochter, und ehret mir zeitlebens die Stimme der Glocken, denn dem Ohre des Gläubigen haben sie eine verständliche Sprache, wie denn überhaupt jeglicher irdische Laut ein Ruf ist, die Gebote des Herrn austönend, damit wir jederzeit auf dessen Wegen wandeln!«

Statistisches.

Wiens Bevölkerung von 1780 bis 1840.

Wie sehr Wiens Bevölkerung in diesen sechzig Jahren fortwärend zugenommen habe, ergibt sich aus nachfolgendem, ämtlichen Quellen entnommenem, Ausweise. Sie betrug, mit Einschluß der Einheimischen und Fremden:

Im Jahre	1780	. . .	202044	Seelen.
» »	1790	. . .	208754	»
» »	1800	. . .	230360	»
» »	1810	. . .	234000	»
» »	1820	. . .	259790	»
» »	1830	. . .	319317	»
» »	1840	. .	357927	»

Sie hat sich somit wärend dieses Zeitraumes um 155883, also um mehr als drei Viertheile, vermehrt. Am bedeutendsten war der Zuwachs in den letzten 30 Jahren, nemlich

von	1810	bis	1820	um	25790
»	1820	»	1830	»	59527
»	1830	»	1840	»	38610
			im Ganzen also um . .		123927.

Diese bedeutende Vermehrung ist indessen keineswegs durch eine überwiegende Mehrheit der Geburten im Ver-

gleiche zu den Todfällen herbeigeführt worden, denn der Geburten sind in diesem Zeitraume um mehr als 3000 weniger gewesen, sondern blos durch Einwanderung aus der Provinz und dem Auslande.

Von der durch die letzte Conscription (1840) erhobenen Volkszal entfällt ein siebenter Theil, nemlich 52593 Seelen, auf die innere Stadt. Dieselben zerfallen in 10822 Familien, und bewohnen 1218 Häuser.

Die Gesammtbevölkerung der 34 Vorstädte beläuft sich auf 305334 Seelen, in 70350 Familien untergetheilt, in 7125 Häusern wohnend. Die bevölkertsten Vorstädte sind:

Wieden .	mit	41706	Seelen	und	9866	Familien,
Landstraße	»	30186	»	»	6458	»
Leopoldstadt	»	27976	»	»	6063	»
Alservorstadt	»	21503	»	»	4265	»
Schottenfeld	»	21113	»	»	4814	»
Neubau .	»	18274	»	»	4305	»
Gumpendorf	»	15342	»	»	3168	»

Die jetzige Bevölkerung, die Garnison nicht mitgerechnet, beträgt nahe an 358,000 Seelen. Vor drei Jahren noch wurden nur 334,000 gezält, was eine Vermehrung von 24,000 zeigt. Würde nun die Zunahme des Bevölkerungsstandes im gleichen Verhältnisse fortschreiten, so hätte man in achtzehn Jahren schon die Zal einer halben Million erreicht. Auch rüstet man sich bereits allerwärts, diese Menschenmasse, welcher natürlich der bisher benützte Raum zu eng werden muß, gehörig unterzubringen. Ganze Reihen von neuen Gebäuden steigen, fast wie durch einen Zauberschlag, in nahen und fernen Vor-

städten prachtvoll empor, man dehnt die Bauten bis an die äußerste Grenze der Linien aus, und bald werden selbst auch diese weiter hinaus weichen müssen. Man rückt von allen Seiten immer näher auf das Glacis und die Stadt selbst zu, und auch diese letztere soll nach bereits vorliegenden, umfassend ausgearbeiteten Plänen an zwei Punkten, nemlich außer dem Schottenthore gegen die Donau zu, und vor den beiden Kärntnerthoren, bedeutend erweitert, und auch mit prachtvollen öffentlichen Gebäuden geziert werden. Ueber diese beiden Projekte gedenke ich vielleicht bei nächster Gelegenheit einen umständlicheren Aufsatz in dieser Schrift mitzutheilen.

A.

Die Kindsweiber am Wasserglacis.

Lebensbild.

Wer nie das bunte Treiben eines Feldlagers gesehen hat, sich aber doch gerne einen Begriff davon machen möchte, den muß man an Nachmittagen hinausschicken auf das — Wasserglacis, wo er die Promenade sowol und die angrenzenden Alleen, wie auch weit hinab die ganze große Wiesenfläche bedeckt finden wird von vielen hundert großen und kleinen Kindern, von pfiffigen und blöden Kindsmädchen und von brummigen alten Kindsweibern, die da Alle herauswandern, die — frische Luft im Grünen zu genießen. Jedes Bänkchen, jeder Grasfleck ist besetzt, und das ist ein Lärmen und Schreien, ein Laufen und Rennen, ein Keifen und Weinen, daß einem, mitten d'rin in diesem Gewühle, schier Hören und Sehen vergehen könnte. Wie gesagt, in einem Feldlager kann es auch nicht rühriger, nicht lebendiger zugehen, und wenn dann erst die Buben anrücken mit ihren Trommeln und Trompeten, ihren Fahnen und Gewehren, wozu häufig auch, wie bei einem Landsturm, der nächstbeste Prügel oder Baumast herhalten muß, und hie und da mit einem gellenden Spektakel ihre militärischen Evolutionen, ihre Kriegesmärsche, ihre kleinen Scharmützel und Schlachten,

wobei es oft recht hitzig hergeht, ausführen, so meint man oft wahrhaftig mitten in ein feindliches Heer gerathen zu sein. Zu diesen Gruppen gesellen sich dann auch, das Bild zu beleben, die Liebhaber der Kindsmädchen, fashionable Schneidergesellen oder stämmige Grenadiers, — in den Alleen haben die Ziegenmilch-Verkäuferinen ihren Groß-handel aufgeschlagen, — da wandelt der »Bretzenbäck,« seine »guten, frischen Eisenbahn-Bretzen und Dampf-Beigeln« feilbietend, durch die im Grase gelagerten Reihen, umgeben von einer Schar Kinder, — dort drängen sich andere genäschige und hungrige kleine Weltbürger um das »Hohllippen-Weib,« — mitten durch rennen und laufen die Hunde, — und um den Lärm vollständig zu machen, läßt dann noch das Orchester auf der eigentlichen Promenade seine Walzer und Märsche los!

Es lohnt sich aber wirklich der Mühe, sich die mannigfachen Gruppen der im Grase gelagerten Kinder mit ihren Wärterinen in der Nähe zu beschauen, und den Gesprächen, die da oft geführt werden, so im Vorübergehen etwas zuzuhorchen. Man findet da vielfachen Stoff zur Belustigung, mitunter auch zum Aerger, je nu, es geht so Eins in's And're! Ganz besonders interessant ist es aber, den Kindsweibern ihre Maximen und Finessen abzulauschen, man erfährt da oft die seltsamsten, wunderlichsten Dinge, Grundsätze, von denen man sich oft im Schlafe nicht träumen ließe, daß sie noch in der Welt existirten, und man käme da nicht selten in Versuchung, plötzlich unter diese heillosen alten Weiber zu treten, und ihnen über den Unsinn, den sie mit dem boshaftesten Ei-

gensinne festhalten, über die jämmerlichen Erziehungsgrundsätze, welche sie da auskramen, über ihre handgreiflichen Lügen, über das Ausrichten ihrer Herrschaften recht tüchtig den Text zu lesen, wenn — man sich nicht fürchten müßte vor dem ungleichen Kampfe mit ihren losen Mäulern, denen selbst eine Zunge aus dem klassischen Boden von Lerchenfeld oder Lichtenthal nicht gewachsen sein dürfte. Den Eltern der Kinder aber wünschte ich öfters, daß sie an meiner Stelle wären, und sich, worauf sie oft nicht den entferntesten Gedanken haben, selber überzeugten, welchen Personen sie ihre theuren, vielgeliebten Pfänder anvertrauen!

Da sitzt so ein Kreis dieser Weiber beisammen, alle von sehr entschlossenen, durch nichts in Verlegenheit zu bringenden Fisiognomien. »No, was macht denn Ihner Klaner?« hebt die Eine an, — wärend sie selbst in demselben Augenblicke einem munteren, herzigen Knäbchen von noch nicht anderthalb Jahren einen tüchtigen Puff versetzt, weil es im Grase niederfiel) — »gibt er Ihnen jetzt eine Ruh' bei der Nacht? i hab' Ihnen's ja immer g'sagt, ohne Zuzl ist's ein Unsinn; wer kann denn ein Kind anders aufzieh'n, — was wissen denn die gnädigen Frauen, die nix probirt hab'n, von den klein'n Kindern!«

»Aber, er will'n nöd nehmen,« versetzt ihr die Andere ärgerlich, »i hab' oft mein Kreuz mit dem dummen Bub'n, und muß mi genir'n vor der Frau, wenn's hereinkommt und fragt, warum denn ihr lieber Isidor heut wieder so schreit.«

»Lassen's mi aus mit dem lieben Isidor,« fällt ihr die

Erste wieder mit hellem, spottendem Gelächter in's Wort, »nöd nehmen, und da wissen's Ihnen nöd z'helfen? schlagen's ihm 'en a Paar Mal um's Maul, nachher parirt er Ihnen schon, i hab's hundert Mal so g'macht, bei Grafen und Baronen, und hat kaner davon d'Frasen kriegt; und genir'n thun's Ihnen vor der Frau? das könnt' mir g'rad noch abgeh'n, genir'n bei dö zwanzig Gulden Lohn, die's ein'm geb'n, das hab' i mein Lebtag nöd kennt, und a Frau hat, bei mir wenigstens, gar nie in's Kindszimmer hereindörfen, wann i amal die Kinder schlafen g'legt hab'.«

Wärend dem fängt der Kleine, um den eben diese Verhandlungen sich drehten, im Grase seitwärts, wo ihn seine Wärterin hingelegt hatte, zu schreien an; diese, noch eine von der gutmüthigen Art, wie es scheint, will hin und ihn nehmen, weil er vielleicht Durst hat, die Andere aber zieht sie am Arme zurück, und ruft: »Lassen's 'n schrein a Bissel, da kriegt er a starke Brust, und wann's ihm z'viel is, wird er schon selber aufhör'n.« Unterdessen jammert aber der arme Kleine immer fort, und endlich, nachdem er von dem vielen Schreien schon ganz heiser und roth geworden, muß ihn die Kindsfrau doch nehmen, wobei aber die Alte neben ihr es nicht unterlassen kann, die Bemerkung zu machen: »Was haben's jetzt davon? so verg'wöhnt man die Kinder.«

Der Kleine bekommt zu trinken und ist bald beruhigt. Nun mischen sich auch die anderen umsitzenden Weiber in das Gespräch, und es wird die »neue Mobi, wie man iatzt die Kinder aufzieht,« auf's Tapet gebracht.

Da kann nun eine Jede nicht genug klagen, was man heut zu Tage Alles ausstehen müsse, und da geht es an ein Schelten und Schimpfen in den gemeinsten, pöbelhaftesten Ausdrücken, wie sie nur der untersten Hefe der Gesellschaft, nicht aber solchen Personen geläufig sein sollten, welchen die erste Erziehung von Kindern aus den besseren Ständen anvertraut ist.

Am allermeisten erbost sind diese Weiber über die Abschaffung des Kindskochs und des Zuzels. — »Is das iatzt a Kreuz und a Rackerei mit den Kindern,« meint die Eine, »man bringt's ja iatzt gar nöd mehr auf gleich, nix als Wasser sollen's trinken, und das soll ihnen gut anschlag'n.« — »Tausend Jahr' is d' Welt g'standen,« versetzt eine Andere, »und die Leut' san doch nöd z' Grund g'gangen, aber iatzt muß Alles auf an neuen Fuß eing'richt sein.« — »Die Meinige glaubt auch,« fällt da eine Dritte lautlachend ein, »ihr Kind is so dick und fett von der g'wasserten Milli, da irrt sie sich schon etwas stark, — sie schlaft lang noch gut, und 's Kind hat schon sein Teller voll Koch im Leib, und nachher wundern sich d' Leut, daß der Fratz so gut ausschaut von die drei Theil Wasser und ein Theil Milli!« — »Aber verrath't Ihnen denn die Köchin nöd?« fragt eine Andere. — »Die Köchin?« entgegnet ihr Jene, »die sollt's probir'n, kein'n Schritt dürft mir der Liebhaber mehr in's Haus, wann d' Frau im Theater is, und wann i zum Erzäl'n anfanget, stante pede jaget's d' Frau fort.« — »Und kalt waschen soll man iatzt die Kinder,« ruft eine Dritte, »die Dokter wissen iatzt gar nöd mehr, was's erfinden und was's für neue Dumm-

heiten aufbringen soll'n; sein Lebtag hat man so was nöd g'hört, — das kalte Wasser zieht ja den Kindern alle Nerven z'samm, — und das Lamentir'n beim Waschen! i weis nöd, zu was 's gut sein soll.« —

Das Gespräch wird unterbrochen durch einen Knaben, der weinend und voll Angst herbeiläuft und in einem fort ruft: »Meine weiße Hose! mein schönes Kleid! was wird die Mama dazu sagen!« — »Aber was haben's denn g'macht, junger Herr?« schreit seine Aufseherin ihm entgegen, »wie schau'n denn Sie aus.« — Der Kleine weint in einem fort und ist gar nicht zu beruhigen, obgleich ihn die Alte tüchtig ausschilt, und ihm wol zwanzig Male sagt, daß so ein großer Bub' selber auf sich Obacht geben soll. Dann erzält er, er habe mit einem anderen Buben Krieg gespielt, und der habe ihn in eine Kothlache geworfen. Seine Wärterin sucht so viel als möglich ihn von den Spuren dieser Expedition zu befreien, schärft ihm dabei ein, der Mama nichts davon zu sagen (!), und schickt ihn dann wieder fort spielen auf's Gras.

»I weis nöd, Frau Nanni,« fängt dann Eine aus dem Kreise wieder an, »ob i recht g'hört hab', Sie sagen ja Sie zu den Bub'n? so was könnt' mir no g'stohln werd'n!« — »Es is richtig nimmermehr zum Aushalten,« fügt eine Zweite bei, »was die Frauen iatzt Alles begehren, — i soll gar hochteutsch reden.« — »Und bei uns,« sagt eine Dritte, »is vor acht Tagen a Kind auf d' Welt g'kommen, und — i muß schon Fräul'n zu ihr sag'n; es is zum Narrischwerd'n!« — »Wann's Ein'n doch ordentlich zal'n thäten,« meint eine Vierte, indem sie hiebei

ihre Rede unterbrechend, ein Fläschchen mit Branntwein aus ihrer Tasche hervorzieht und daraus einen tüchtigen Schluck zur Herzstärkung thut, »so könnt' man sich diese Sekaturen noch g'fallen lassen; so aber, was hab' i denn? zehn Guld'n Münz Lohn, a Paar Thaler zum Namenstag und zum neuen Jahr', und a Paar Fetzen Kleider, das is 's Ganze! die Kost is g'rad auch nöd zum Fettwerd'n, und wann i das Lackerl Branntwein nöd hätt', kommet i gar nöd zu Kräften!« — Das ist nun ein Thema, welches dem ganzen Kreise einen so reichen Stoff zum Zeitvertreibe bietet, daß sie fast nicht damit fertig werden, und Eine der Anderen das Wort aus dem Munde nimmt.

Lassen wir sie darüber schwätzen und conferiren nach Herzensgelüst, und belauschen wir inzwischen, wie es auf andern Punkten dieses Feldlagers zugeht. Einzelne Posten finden sich nirgends, sondern Alles hält sich immer in Gruppen zusammen, was schon d e n Vortheil hat, daß durch diesen beständigen Austausch der Ideen mehr Gleichförmigkeit in dem ganzen Erziehungssisteme dieser achtbaren und würdigen Frauen eingeführt wird!!

Was man übrigens, als stiller Beobachter, da Alles hört und sieht, wenn man diese weitausgebreiteten Reihen auf und nieder wandelt, übersteigt oft alle Begriffe. Hier geht eine alte häßliche Matrone mit ihrem »Herrn Vetter« nur auf einen Sprung hinüber — zu den zwei Täuberln, und läßt unterdessen — einen siebenjährigen Knaben ganz allein zum Schutze und zur Bewachung seines noch nicht ein Jahr alten, im Grase liegenden Schwesterchens zurück; beim Weggehen schenkt sie ihm ein Paar Birnen, und die-

tet ihm, bei sonstiger Entziehung ihrer Gunst, auf's strengste auf, den Eltern nichts davon zu sagen; — der »Herr Vetter« fügt noch einen Groschen bei, womit sich der schon so früh zur Lüge abgerichtete arme Kleine ein Kipfl kaufen darf.

Zwei andere Weiber sitzen im Grase beisammen und thun sich gütlich; die Eine zuckert sich ein Fläschchen Wein, welches sie aus der Tasche zieht, und gibt dafür dem Kinde die ungezuckerte Milch, — die Andere verzehrt ein Stück Torte, und der Knabe, den sie bei sich hat, bekommt dafür ein Stück Brod; er lamentirt freilich, allein die Alte fährt ihn an: »Schwarz's Brod is gut für die Zähn'«. — Eine Dritte aber ist nicht so geizig, denn sie läßt das Mädchen, das sie auf ihrem Schoose hält, vom puren Weine mittrinken, aus lauter Menschenliebe, »damit das arme Hascherl zu Kräften komme.« — Dort hält Eine der Wärterinen ihr Jausenschläfchen, und die Kinder selbst müssen sie wecken, als es Zeit wird zum Nachhausegehen. —

In einem andern Kreise wird ein äußerst interessanter Diskurs geführt von Geistererscheinungen, von der »Trud« und vom Verhexen, und vom Verschreien der Kinder, und daß man nur gleich, wenn Jemand ein Kind lobt, diesem — in's Gesicht spucken, und wenn einem eine alte Hex' begegnet, eine — »Feigen mit der Hand« machen soll, — und von den Wurzeln gegen die »schreiende Frais,« und von hundert albernen Simpathien und Zaubersprüchen, womit die Kinder leichter in den Schlaf kommen, leichter die Zähne bekommen, und schön und gescheidt werden. Diesen Gesprächen,

wobei auch noch gar sehr über die neuere Aufklärung losgezogen und der Zorn des Himmels über die jetzigen Mode-Eltern herabbeschworen wird, insgeheim zuzuhorchen, ist ganz besonders erbaulich, und wenn man diese, auf ihre Vorurtheile so versessenen häßlichen alten Weiber beisammen sieht, so könnte es einem wahrhaftig geschehen, daß man am Ende selber anfinge, an die Existenz von — Hexen zu glauben.

In einem anderen »Cercle« dieser glacisfähigen Damen werden die jetzigen jungen Frauen, die »nichts wissen und nichts probirt haben,« in Anklagestand versetzt. »Die Meinige,« fängt Eine spöttisch an, »die hat Alles aus die Bücher, und disputirt alle Tag' mit mir, daß i keine Kinder aufziehn kann; i, keine Kinder aufziehn? i bin zwanzig Jahr' bei dem G'schäft, und bin alle Jahr' vielleicht bei zwanzig Kinder g'wesen, und i soll mir so was sag'n lassen? da ließt' i selber an' bessern Platz fahr'n!« —

»Recht haben's, Frau Sali« erwiedert ihre Nachbarin mit flinker Zunge, »i geh' a fort, mein' Frau meint, i soll bei der Nacht aufsteh'n und d' Kinder umtrag'n, wann's schrei'n, — so was wird bei mir nöd aufg'führt, — wann's ihre Kinder g'tragen haben will, soll sie's selber nehmen, i will bei der Nacht mein' g'sunde Ruh und mein'n Schlaf.«

»Nu ja, den Schlaf auch verkaufen,« setzt eine Dritte bei, »die Leut' wissen ja iatzt gar nöd mehr, was 's von uns verlangen soll'n; d' vorige Nacht nimm i 's Kind, weil's gar so schreit, zu mir in's Bett, und d' Frau is drüber so keck, und sagt mir auf.«

»Ueberall is 's iatzt a Kreuz,« sagt die Erste wieder, »die Gnädigen denken nur auf'n Putz, und die Kinder verzärteln's, und wir sollen's hernach wieder auf gleich bringen; mein' Frau, zum Beispiel, was die mit ihre Kinder treibt, das is ja gar nöd mehr zum Aushalten, als wann's lauter Prinzen wär'n, man dörf kans schelch anschau'n; b'sonders 's jüngste, das is ihr gar ins Herz g'wachsen, mein Gott, man weis a schon, warum.«

Hierüber stimmt der ganze Kreis ein helles Gelächter an, und die saubere Sippschaft rüstet sich dann zum Aufbruche. Die kleinen Kinder werden zusammengepackt, die größeren aus allen Ecken und Winkeln mit Zetermordio herbeigerufen, gescholten und hin und her gerissen, wenn sich im Eifer des Spiels ihre Toiletten etwas derangirten, oder wenn sie gern noch länger da blieben — und endlich setzt sich die Caravane nach der Stadt in Bewegung. Das Greinen und Schmählen dauert den ganzen Weg über fort, denn bald stolpert Einer von den Kleinen, den man ganz allein hinterdrein wackeln läßt, über einen Stein und schlägt sich seine Händchen wund, bald ist's ein Zweiter, der mit einem Gassenjungen anbindet, bald kann sich ein Dritter von dem schöngeschirrten Bocke nicht trennen, der da, als Lockspeise für die junge Welt, von einem spekulativen Kinderfreunde auf und ab geführt wird. Lassen wir diese keifende Schaar von Kindsweibern, oder eigentlich Kindsfrauen, wie sie sich gern nennen hören, ihres Weges wandern, und wenden wir selbst uns wieder nach dem Glacis zurück.

Hier hat sich nun die Scene ganz verändert, denn es

ist Abend geworden, Alles erhebt sich von seinen Lagerplätzen heimwärts, in Körben und Tüchern wird die ganze fahrende Habe wohl verpackt, und Abschied genommen bis zum nächsten Tage. Da kommen auch die zärtlichen Eltern, die oft nur mit Mühe ihre theuren Sprößlinge unter dem Gewühle herausfinden, und lassen sich erzälen, wie der junge Herr heute ganz besonders brav war und folgte, und wie das kleine Fräulein ein »wahres Engerl« sei, und was der Lügen mehr sind, womit die Zunft dieser Weiber ihre leichtgläubigen Herrschaften — breitzuschlagen pflegt. Die Eltern natürlich sind ganz entzückt, und preisen sich glücklich, eine so herzensgute Person um ihre Kinder zu haben, und wenn sie nach Hause kommen, ist es nicht selten ihr erstes Geschäft, so viel Aufopferung und Liebe mit dem Geschenke von ein Paar Zwanzigern zu belohnen. — —

Allmählich wird es ganz still und ruhig auf dem weiten Wiesenplane. Die leuchtenden Sterne ziehen am Himmel herauf, und lauschen den Gedanken, die sich aus tiefster Seele emporringen. Reichen Stoff zum Nachdenken bieten die Scenen, die man erlebt, — und die ich hier geschildert, wie sie *sind* und ohne auch nur *ein* Wort aus eigener Erfindung hinzu zu fügen, — und unmöglich kann man sich dann einer bitteren, schmerzhaften Empfindung erwehren, wenn einem beifällt, daß des Lebens theuerste Pfänder es sind, die sich — in *solchen* Händen befinden!

A.

Die alte Thier-Hetze.

Mitgetheilt von Leopold Fitzinger.

Im Jahre 1755 errichtete ein Franzose, Namens Defraine, in der Vorstadt Weißgärber am Glacis ein Hetz-Amfitheater aus Holz, das den Bewohnern Wiens durch 41 Jahre ein willkommenes Schauspiel darbot, und insgemein unter dem Namen »die Hetze« bekannt war.

Es bestand aus einem ziemlich großen, zum Theile in römischen Style aufgeführten Gebäude, das nebst einem Erdgeschosse drei Stockwerke faßte, die in Gallerien und Logen eingetheilet waren. In der Mitte der Arena befand sich der hohe, weit über das Gebäude hinausragende Hetzbaum, und dicht daran ein Bassin. Im Erdgeschosse waren die Behältnisse (Zwinger) der zur Hetze bestimmten Thiere angebracht, und von den Gallerien aus betrachtete man das Schauspiel.

Dieses fand vom März bis zum November, bisweilen aber auch selbst mitten im Winter, beinahe regelmäßig jeden Sonn- und Feiertag statt. Je nach Verschiedenheit der Jahreszeit begann es bald früher, bald später des Nachmittags, währte über eine und eine halbe Stunde, und endete vor Anbruch der Nacht. Ungeachtet der hohen Eintrittspreise war es stets von Tausenden besucht; denn es

war bald zur Mode geworden, und gehörte zu den beliebtesten Vergnügungen der Wiener. Der Preis für eine Loge war auf einen Ducaten festgesetzt, für einen Sperrsitz, welche an der rechten Seite der ersten Gallerie angebracht waren, auf 1 Gulden 20 Kreuzer. Für den Eintritt auf die erste Gallerie zur Rechten bezalte man 1 Gulden, zur Linken 40 Kreuzer; wärend der Eintrittspreis für die zweite Gallerie auf 20, und für die dritte auf 10 Kreuzer gestellt war. Wer Hunde mitbrachte, um sie bei der Hetze mitwirken zu lassen, hatte freien Eintritt; doch war daran die Bedingung geknüpft, daß der Hund auch angreifen müsse; im entgegengesetzten Falle mußte der Eintritt nachträglich erlegt werden.

So oft ein Thierkampf Statt finden sollte, wurde jedes Mal Tages zuvor, des Nachmittags eine feierliche Einladung an das Publikum gemacht. Ein Mann im zierlichen Jagdkleide, den Hirschfänger an der Seite, durchritt, von zwei Trommelschlägern, die dem Pferde vorangingen, begleitet, alle Theile der Stadt und der Vorstädte, um das Publikum zu einer bevorstehenden »scharfen, — höchst scharfen, — äußerst blutigen, heroischen, — oder wol gar zu einer Hetze auf Mord und Tod« einzuladen. Ihm folgten, in früherer Zeit drei bis vier, späterhin aber nur zwei Männer, in gelber kurzer Leder-Uniform, die Zetteln austheilend, deren Inhalt die Beschreibung des bevorstehenden Thierkampfes enthielt.

Am Tage der Hetze selbst, verkündete eine schwarz und gelbe Flagge, welche schon am frühesten Morgen am Steig-

baume in der Mitte des Amfitheaters ausgehangen wurde, und eine Unzal von Zetteln, welche allerwärts an den Strassenecken angeklebt waren, das Statt findende Schauspiel.

Um zwei Uhr des Nachmittags zog die Wache in das Hetzhaus, und eine Bande Tambours und Pfeifer der Garnison lagerte sich auf dem Balcon des Amfitheaters, wo um drei Uhr die Musik begann, und bis zum Schlusse des Spektakels währte.

Gewöhnlich eröffnete den Kampf ein starker Ochse, der jedoch schnell ein Opfer der Geschicklichkeit des Hetzmeisters fiel. Vorzugsweise bediente man sich hiebei der ungarischen Raçe, die ihrer langen Hörner wegen besonders für jenes Schauspiel geeignet war. Bevor man den Ochsen auf den Kampfplatz ließ, wurden auf dem Hetzbaume, — der nicht selten dem Hetzmeister zum Zufluchtsorte diente, um der Wuth des gereizten Thieres zu entgehen, — zu beiden Seiten zwei mit Stroh ausgestopfte, roth angekleidete Puppen aufgehangen; so, daß es den Anschein hatte, als stünden zwei Menschen in einiger Entfernung auf der Ebene der Arena. Als der Ochse aus seinem Zwinger kam, waren jene Figuren sein erstes Augenmerk; rasch lief er auf sie zu, und schleuderte sie mit seinen mächtigen Hörnern so lange in die Luft, bis er, durch ihr stetes Wiedererscheinen auf derselben Stelle, in Wuth gerieth. Hierauf wurden fünf bis sechs Hunde in die Kampfbahn gelassen, die nicht selten viele Mühe hatten, den wild gewordenen Ochsen mit Hülfe der Hetzknechte abzuführen, um einem anderen Gegenstande Platz zu machen, der die Zuschauer auf's Neue belustigen sollte.

Außer den Ochsen und Stieren spielten die Bären eine vorzügliche Rolle bei der Wiener-Hetze, und es war eine Hauptbelustigung des Publikums, den »Raub-Bären« den Steigbaum erklettern zu sehen, umgeben vom Feuerregen brennender Raketen. Die Thiere, welche wärend des einundvierzigjährigen Bestandes im Hetz-Amfitheater gehalten wurden, waren folgende: Der Hundsschwanzaffe (1794), der türkische Affe (1794), der braune Bär (1755 — 1796), der Dachs (1771 — 1794), die gestreifte Hyäne (1789 — 1794), der afrikanische Löwe (1755, 1771, 1789, 1794), der Tiger (1755, 1771), der Leopard (1755, 1789, 1794), der Luchs (1755, 1771, 1794), der Wolf (1755 — 1796), der Fuchs (1755 — 1796), das wilde Schwein (1755 — 1796), der zahme Esel (1755 — 1796), der Edelhirsch (1755 — 1796), der Auerochse (1794 — 1796), und der ungarische Ochse (1755 — 1796).

Diese verschiedenen Thiere wurden nicht nur allein mit Hunden, die oft als Opfer fielen, und bisweilen sehr übel zugerichtet wurden, sondern auch untereinander gehetzt, und gaben zu häufigen Wetten unter dem Publikum, in Bezug auf die Erringung des Sieges, Veranlassung.

Am 1. September 1796 brach des Abends im Hetz-Amfitheater Feuer aus, das so schnell um sich griff, daß an eine Rettung der darin aufbewahrten Thiere nicht zu denken war. Alle Thiere verbrannten; nur der Auerochse, ein Fuchs und einige Hunde hatten sich gerettet. Mit großer Kraftanstrengung hob der Auerochse mit Hülfe seiner gewaltigen Hörner das Thor aus seinen Angeln, und durch

die Gefahr der Flammen geängstiget und eingeschüchtert, entfloh er ruhig aus dem brennenden Gebälke, und ließ sich geduldig von den Fleischerknechten einfangen. Kein Mensch kam dabei zu Schaden.

Nach diesem Brande wurde das Hetz-Amfitheater nicht wieder errichtet. Der Auerochse wurde in die kaiserliche Menagerie nach Schönbrunn gebracht, und lebte daselbst noch dreizehn Jahre, bis 1809. Er war schon in die Erde eingescharrt, als der kaiserlich französische Commissär für Wissenschaft, Marcel de Serres, Kunde von dem Ableben dieses seltenen Thieres erhielt. Er verordnete die alsogleiche Ausgrabung, ließ die ziemlich schlecht erhaltene Haut ausstopfen, ein Skelet anfertigen, und brachte beide nach Paris, wo sie noch dermalen in den Gallerien des naturhistorischen Museums im Jardin des Plantes aufgestellt sind.

Im Jahre 1765 war das damals »neue Hetz-Amfitheater« mit der Nummer 60 bezeichnet; 1795 erhielt es die Nummer 4 und 1796 die Nummer 33. Nach dem Brande wurde der Platz, auf welchem es gestanden, ein Eigenthum des Canal-Fondes und verbauet. Das an diese Stelle neu erbaute Haus bildete die Ecke in die noch dermalen bestehende Hetzgasse, und reihte sich an das Haus zum goldenen Kegel an. Es führte den Schild zum schwarzen Rössel, und trug 1837 die Nummer 38. Haus und Nummerirung sind bis jetzt unverändert geblieben.

Unter den Hetzmeistern der letzteren Zeit waren die berühmtesten Hödel und Stadelmann, deren Verwogenheit allgemeine Bewunderung erregte.

Reiter-Komödien.

Eine Herzenserleichterung von Emanuel Straube.

D' Reit'rei, d' Reit'rei, d' Reit'rei is im Prater,
Im Prater, im Prater, im Prater is d' Reit'rei!

Volkslied.

Bekanntlich hat Goethe seine Stelle als Theaterintendant zurückgelegt, weil man den berüchtigten »Hund des Aubri« in das Repertoire aufnahm. Wollte Gott, alle Männer in gleicher Stellung wären gleichen Sinnes; dann hätten die leidigen Thierstücke und Reiter-Komödien der Bühne ewig so fremd bleiben müssen, als sie es ihr von Rechts- und Kunstwegen sein sollen.

Es gab eine Zeit, wo den Theatern alles Heil davon kam, daß sie die Bühne mit Hunden, Affen, Elefanten, Dromedaren, Löwen, Bären, Wölfen und Tigern, ja sogar mit Frosch und sonstigem Vieh minorum gentium bevölkerten; die Heerschaar der dramatischen Bestien würde bereits eine ganz ergiebige Menagerie liefern. Damals nahm das Thierische in der Menschennatur dergestalt überhand, daß alle Schauspieler sich auf die Studien irgend einer Vieh-Organisation, alle Dichter (!) auf Abfassung von Hunde- und Affen-Piecen, alle Zuschauer auf die Bewunderung von Gliederverrenkungen und bestialischen

Capriolen verlegten, und die Breter, »die die Welt bedeuten,« in die Breter einer Trebe'schen Affenbude verwandelt schienen. Das Uebel war epidemisch; von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Individuum zu Individuum pflanzte es sich fort, wie eine Grippe oder Influenza; ich erinnere mich noch mit Scham, daß ich selbst, damals noch ein unflügges Schriftsteller-Küchlein, meine erste Gefiederprobe mit einer dramatischen Dichtung: »die Katze als Liebesbote,« wagen wollte, deren Plan abenteuerlich genug war und von welcher ich mir goldene Berge von Effect, Ruhm und Honorar versprach. Glückliche Jugend, wie bist du um deine süßen Träume zu beneiden!

Nach und nach erstarb diese Monomanie, die, wie jedes Unnatürliche und Geistlose, zur Dauer nicht berufen war, sie starb durch Scham und Uebersättigung des Publikums, wenigstens in ihren ärgsten Abnormitäten; am längsten, d. h. bis zu dieser Stunde, erhielten sich die Reiter-Komödien, zumeist wol darum, weil einerseits das Pferd an und für sich eines der schönsten, stattlichsten, bildsamsten und instinctschärfsten Thiere ist, anderntheils aber, weil in dergleichen Spektakeln das edlere Wesen, der Mensch, in einen Contact mit der Thierheit gestellt erscheint, welcher etwas Ritterliches, Tüchtiges, Imposantes darbietet, und darum sowol der selbstgefälligen Eitelkeit schmeichelt, als auch in plastischer Hinsicht Formen und Gruppen entwickelt, die durch Befriedigung des Auges den Verstand beschwichtigen. Darum hat diese Gattung von Schauspiel alle Fluctuationen des Geschmackes bisher überdauert und es ist leider zu befürchten, daß ihr

noch Keime eines langen, unverwüstlichen Lebens innewohnen; sind doch unsere neuesten Bühnenprodukte von der Art, daß man sich allmählig daran gewöhnt hat, den schalsten, wurmzerfressensten, moderfaulsten Brocken hinunterzuwürgen um des Bischens Flitterbrühe wegen, in das man ihn einwickelte, wie die Apotheker neuerlich Präparate erfunden haben, um widrigschmeckende Arzneien mundgerechter zu machen! Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß auch für die Pferdestücke eine dies extrema kommen, und der gesunde Geschmack, die richtige Tendenz des Theaters wieder in ihr volles Recht eintreten werden; die Elastizität des Geistes in uns ist von solcher Beschaffenheit, daß er, je stärker man ihn niederdrückt, desto kräftiger wieder emporschnellen muß!

Ich habe kürzlich wieder ein Paar solcher equestrischen Schauerlichkeiten verwinden müssen und habe bei dieser Gelegenheit schon erfreuliche Spuren wahrgenommen, daß für derlei Komödien »Mathä am letzten« nicht mehr allzuferne sein dürfte. »Nur so fort in der Dicken,« sagen die Wiener.

Das Stück begann, die Damen und Herren von der Komödie, d. h. von der sprechenden, rodomontirten in gebührlichen Phrasen von ergiebigem Umfang und hinlänglichem Schwulst; Niemand achtete darauf: Alles conversirte unter sich, erzälte von den stupenden Leistungen irgend eines Helden der Kunstreitertruppe oder von den im Bierhause voraus verlautbarten Couliffen-Geheimnissen der Ausstattung, und machte auf die hervorragendsten Momente des Spektakels anticipando und mit nicht ge-

ringer Wichtigthuerei aufmerksam; Andere bonmotisirten, persiflirten oder skandalisirten; nirgends war eine Verfolgung der dramatischen Situation zu bemerken; höchstens ein Kenner auf dem Juhehparterre, den dicken Schädel auf die gewaltigen Arme gestützt, stierte glotzend auf die Bühne, ärgerte sich über die Unruhe seiner so tief unter ihm stehenden Mitinsassen des Hauses und suchte deren Sprachseligkeit durch ein donnerndes: »s' Maul halten!« zu perhorresziren; aber es half nur zur Förderung der allgemeinen Heiterkeit, das Stück selbst war und blieb ein caput mortuum.

Jetzt änderte sich dies endlich mit Einem Male; ein Schlachtruf erdröhnte von Innen, Gestampf auf dem Holzwerke des Podiums verkündete das Erscheinen der Hauptschauspieler, nemlich der vierbeinigen, eine Staubwolke flatterte ihnen als Panier voran, ein dickes Seil spannte sich, ober den Lampen, quer über die Bühne, vermuthlich, damit doch irgend ein Faden in dem Galimathias vorkomme, und — trarah, trarah, trarararararararah! galoppirten die langerwarteten, ersehnten, erseufzten — Pferde hervor.

Doch nein, — es saßen auch Reiter darauf; Reiter, die gar erstaunliche Dinge trieben, ihre Thiere courbettiren, galoppiren, springen, eine Quadrille tanzen, sie durch Feuer und Wasser gehen ließen und zuletzt, durch einen Salto mortale über eine Brücke, dem Wunder von Dressur die Krone aufsetzten. Das Alles geschah jedoch keineswegs auf Einen Ruck, als ob eben die Pferde ihre ganze Schule auf einmal durchzumachen gehabt hätten; nein,

nein, es wurde ja ein Stück aufgeführt — ein Theaterstück nemlich, dessen Verfasser von seinen dramatischen Gaben gewiß keine geringe Meinung hatte; deswegen mußte noch Vieles geredet, gestritten, geliebelt, geprahlt und gefaselt werden und der equestre Spektakel ward den Zuschauern nur tropfenweise zugemessen, so zu sagen, wie der Thau in einer Wüste. Aber das mußte man dem Dichter (!) lassen: er verstand sein Geschäft! — Gleich einem vorsichtigen Seefahrer sparte er mit seinem Oele, bis der Sturm so bedrohlich angewachsen war, daß kaum mehr eine Hoffnung zur Rettung übrig blieb; wenn die Wellen der Langeweile und des Ueberdrusses dem Publikum beinahe schon über dem Kopfe zusammenschlugen, warf er schnell eine Portion Beschwichtigung drein, d. h. ein Reiter-Manövre, und gelangte so, durch Sturm und Nacht, durch Hohn und Groll, durch Zischen und Gelächter, endlich doch an's Ziel, nemlich an den Schluß des Theater-Abends. Eine Herkules-Arbeit der Neuzeit!

Großgünstiger Leser, der Du ohne Zweifel auch schon in der Lage warst, ähnliche Genüsse zu erdulden, überlege nur einmal mit mir den Werth solcher Komödien, und suchen wir den Standpunkt auszumitteln, welcher ihnen in künstlerischer Hinsicht gebührt.

Das Theater (der Gemeinplatz ist hier ungemein am Platz) soll eine Schule des Lebens sein; nicht wahr? Dieses zugegeben, entsteht nun die Frage: Wo im Leben kann möglicher Weise in den Raum von zwei bis zwei und eine halbe Stunde so viel Spektakelhaftes zusammengedrängt erscheinen, als es uns in derlei Piecen aufgetischt wird?

Belagerungen, Eroberungen, Schlachten, Jubel und Trauer, Hochzeit und Tod, Wiege und Grab, Raub und Brand, Verschwörungen und Regierungswechsel, Ereignisse für zehn Menschenleben vollauf, eine Kamehlslast von Erregungen, Begebenheiten für zwanzig dramatische Handlungen, tummeln sich an unserem Blicke vorbei, und zu was Ende?

Damit ein Paar Stündchen, wo man, im Genusse der Natur, im Bewundern der Werke des Schöpfers, Herz und Sinn laben, kräftigen, läutern könnte, so zu sagen, mit Keulen todtgeschlagen werden, und man sich, abgesehen von dem Galimathias in Erfindung, Charakteristik und Sprache, an dem vergnüglichen Schaustück erlustiren könne, Pferde zu sehen, welche wiehern, stampfen, Sprünge ausführen, über ihre unnatürliche Knechtung in die Zügel knirschen, Staub auftreiben und allenfalls — unaromatische Spuren ihres Daseins auf der Bühne zurücklassen! — Doch das ginge noch an; aber wir haben Fälle erlebt, wo ein Thier stürzte, sich selbst oder seinem Reiter Hals und Beine brach, wo der Spektakel Menschenleben kostete, oder doch Verkrüppelungen hervorrief, und das, geliebter Leser, dürfte Dir und mir, bei aller Nachsicht für die leidigen Folgen des Nonsens, des Guten denn doch zu viel sein! Man hat die Thierhetzen abgeschafft und sehr recht damit gethan; allein ist das Abhetzen der armen Pferde im Lampendunst und Lichterqualm, auf dem dröhnenden, sie verwirrenden Breterboden, in dem gedrückten Raume von Coulissen und schmalen Stegen, im beengenden Verhältnisse der gemalten Felsen und Schluchten, ist das nicht

eben so sehr eine Hetze, eine Marter, eine Hölle für sie? ist es nicht noch etwas Schlimmeres — eine Menschenhetze?

Wir ersparen uns die gemeinschaftliche Antwort, freundlicher Leser, und wollen nur bedauern, daß unsere Theater nicht auf natürlicherem, kunstmäßigerem Wege der abnehmenden Theaterlust des Publikums zu wehren bemüht sind: nemlich durch Ermunterung talentvoller Dichter, durch Heranbildung tüchtiger Schauspieler, durch allseitig künstlerische Gesammtleistungen. Wol kaum zu läugnen ist jedenfalls, daß es mit unseren Bühnen nicht am besten stehe, allein die Beine werden darum nicht kräftiger, weil man im Doublirschritte läuft, welcher überdies, gegen jenen des Todes, ein Schneckengang ist. Ich glaube einmal gelesen zu haben, daß jeder gesellschaftliche, daher auch jeder künstlerische Zustand, welcher seiner Auflösung entgegengeht, sich vorher noch in Gruppen und convulsivischen Kraftäußerungen gefällt, die gleichsam sein herannahendes Ende bemänteln sollen; wir wollen hoffen, daß die Reiter-Komödien und vor Allem die hirnlosen Puppenspiele in Klämpnerwaren noch kein so äußerstes Simptom zu bedeuten haben; allein ich kann nicht umhin, auf meinen Refrain zurück zu kommen:

D' Reit'rei, d' Reit'rei, d' Reit'rei g'hört i'n Prater,
I'n Prater, i'n Prater, i'n Prater g'hört d' Reit'rei!

Straßen-Literatur.

Die mit jedem Tage sich neu gebärende und selber wieder verschlingende, tausendköpfige Familie der Anschlagzettel, wie sie in allen Formen und Farben an den Thorwegen, Straßenecken und Plätzen unserer Residenz prangen, habe ich mir zum Gegenstande eines eigenen Studiums auserfehen, und dieses Studium macht dasjenige aus, was ich meine Straßen-Literatur nenne. Diese Art gelehrter Forschung hat unstreitig sehr wesentliche Vortheile: sie ist bequem und billiger, als alle die enorm-wohlfeilen, spottwohlfeilen, unerhört-wohlfeilen, beispiellos-wohlfeilen Pfennig- und Heller-Magazine unseres literarischen Büchermarkts, sie gestattet fortwärend Bewegung in freier Luft, die den Gelehrten so überaus Noth thut, und umfaßt zugleich alle Fächer der Wissenschaft und Kunst, der Industrie und des gemeinen Lebens. Mit jedem Tage bringt sie etwas Neues und Interessantes, immer in reicher Menge und Auswahl, in buntem Wechsel, und belustigenden Kontrasten.

Ich habe mich schon viel mit diesem Buche der Oeffentlichkeit beschäftiget, welches das gelesenste und verbreitetste der ganzen Welt ist, indem es regelmäßig in jedem Jahre seine dreihundert fünf und sechzig Auflagen erlebt, ich stehe täglich als einer der eifrigsten, aufmerksamsten Leser vor seinen aufgeschlagenen Seiten, und manche Beziehungen

zu anderen Zweigen der Literatur, manche Vergleiche mit denselben sind mir da schon aufgefallen und klar geworden.

Ich getraue mir aus diesen stummen Ankündigungen die Eigenthümlichkeiten eines Volkes, seine Neigungen und Wünsche, seine Ansichten und Meinungen, seine Lebensweise, seinen Kunstsinn, seine praktische Erfahrung besser, schneller und richtiger zu beurtheilen, als aus gelehrten, dickleibigen Folianten, und möchte geradezu behaupten, daß die Anschlagzettel einer Stadt der eigentliche Spiegel des Volkscharakters, der Volksbildung und der Volksmoralität seien. Nur ist es vielleicht nicht Jedem gegeben, sich aus diesen vereinzelt stehenden Zalen mit dem mathematischen Ueberblicke eines Dase alsogleich die ganze Summe zusammen zu stellen, und die Wenigen, welche sich auf eine solche Rechenkunst verstünden, sind vielleicht nicht immer bei Laune, der großen Menge die Mühe des eigenen Zusammenrechnens zu ersparen.

Wie bei anderen Zweigen der Literatur, so herrschte auch bei diesem seit jeher ein wechselvolles Gedränge der mannigfaltigsten Erscheinungen, und erst die neueste Zeit, die Alles so gerne in Sisteme und Klassen rangirt, suchte auch hier Ordnung und Regelmäßigkeit einzuführen. Sie brachte uns die große und wichtige Reform der Ankündigungstafeln, die anfangs, wie es seit Olims Zeiten das Schicksal aller Reformen war, auf tausend kleinliche und nichtssagende Widersprüche der ihren früheren Gewohnheiten entrückten Menge stieß, nun aber, als eine sehr zweckmäßige und anständige Vorkehrung, allge-

mein erkannt und angenommen ist. Allein auch hier fehlt es nicht an excentrischen und starken Geistern, die sich dem neueingebürgerten Gebrauche nun einmal durchaus nicht fügen wollen, und in kecker Verwegenheit ihre papierne Flagge hoch oben aufpflanzen auf steiler Mauer, von wo sie mit genialem Uebermuthe herabblicken auf ihre in friedlicher Nachbarschaft und gemüthlicher Eintracht eingerahmten Kollegen. Schnell eine Leiter herbei, oder einen guten Tubus, um ihrem schwindelnden Ideengange zu folgen! Andere wieder führen ihre »Anschläge« in dunkler, mystischer Tiefe aus, und suchen dadurch die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken. Jeder sucht sich geltend zu machen nach seiner Weise.

Wie in den wirklichen Büchern, so findet man auch an den Straßenecken bald einfache, klare, leichtfaßliche, sachgerechte Darstellung, bald Schwulst, Weitschweifigkeit, Unsinn, bald hausgebackene Prosa, bald poetischen Schwung, Pathos, bald die klassisch-antike, bald die romantisch-überschwengliche Redeform, nur mit dem Unterschiede, daß hier durchaus der Geist der Friedlichkeit, des Lobes und der Anpreisung herrscht, wärend in der übrigen Literatur nur zu sehr Zank und Hader, Schmäh- und Tadelsucht, Persönlichkeiten und Scandal an der Tagesordnung sind.

Die einzelnen Blätter dieses öffentlichen Buches stehen unter sich in keinem organischen Zusammenhange, jedes Blatt ist für sich ein Ganzes, hat keine Beziehung auf ein nachbarliches und läßt sich jeden Augenblick ohne Störung des Gesammtinhalts durch ein neues und anderes ersetzen.

Wie sehr eine solche Eigenschaft die Lekture dieses Buches angenehm macht, kann nur der ermessen, der viele andere neuere Bücher liest, seien es nun Gedichte oder Romane, Tragödien oder Lustspiele, und hiebei auf den unschuldigen Gedanken geräth, wie gut und vortrefflich es wäre, wenn man auch aus diesen Büchern nach Lust und Wahl jene Blätter, die einem nicht behagen, herausnehmen und durch andere bessere ersetzen könnte! Bei diesem Verfahren würde freilich manches der neueren und neuesten »Meisterwerke« schlimm wegkommen.

Und dann, gibt es auch ein Buch, welches uns auf einmal von so vielen hundert und hundert angenehmen und anziehenden Dingen vorschwatzte, als so eine von oben bis unten mit Zetteln aller Art vollbeklebte Straßenecke? Man hat wahrhaftig nicht Augen genug, Alles zu überblicken, und möchte von Allem haben, wissen und sehen. Hier locken uns die angekündigten Fahrten der beiden Eisenbahnen, dort wären wir gerne bei einer Dampfschiff-Excursion dabei, wenn auch nicht nach der Levante, doch wenigstens vor der Hand nach Preßburg. Neben den Eisenbahnen geniren sich auch die Gesellschaftswagen gar nicht, von ihrer Schnelligkeit zu reden. Gleich dran an prangen die riesigen Tafeln der Güterlotterien, auf denen in der Regel immer mehr Nullen zu lesen sind, als andere Ziffern, und die pittoresken Darstellungen unterschiedlicher Herrschaften, Landgüter und Höfe, wahrhafte Claude Lorrains mit sehr weiter Fernsicht — eines Gewinnstes, stechen uns gar gewaltig in die Augen. Strauß und Lanner figu-

tiren für den Einen Abend fünf und sechs Male an derselben Ecke für den Volksgarten und für den Sperl, für den Zögernitz und für die Birne, für den Dommayer und für's Wagner'sche Kaffehhaus, und überall heißt es mit Riesenlettern: »Unter ihrer persönlichen Leitung.« Hier grüßen uns zwei holde, romantische Namen: Nina und Laura, — dort ist großer Ausverkauf des ganzen Warenlagers angekündigt. Die Milly-Kerzen und die Apollo-Kerzen beleuchten sich gegenseitig so friedlich und freundschaftlich, daß — an eine noch weitere »außerordentliche Preisherabsetzung« gar nicht mehr zu denken ist. Die Concerte und Theater breiten ihre lockenden Annoncen aus, und Goethe verträgt sich hiebei besser in der Nachbarschaft der wohldressirten Guerra'schen Pferde und Hunde, als es, wie die Sage geht, dermaleinst in der Poetenstadt Weimar der Fall gewesen sein soll. Tragödie und Kunstreiter, Oper und Posse, Lustspiel und Ballet, Alles klebt in friedlicher Eintracht beisammen auf demselben, keiner Partei und Schule angehörenden Holze. Hier liest man das »interessante Avviso eines seltenen Frauenzimmers,« — ha, gewiß, eines häuslichen, anspruchslosen, treuliebenden, — geschwind, wo ist sie, daß wir ihr unsere Huldigung bezeugen? ja fehlgeschossen, das Merkwürdige an diesem Frauenzimmer, Marie Madelaine Lefort, ist — ein veritabler Schnur- und Knebelbart, diese Männerzierde, welche ihr von der Natur in einer ihrer unergründlichen Launen, vielleicht sogar aus Versehen, verliehen wurde, und welcher sie, weit entfernt,

dieses seltsame Geschenk, das uns Männern jahraus jahrein so viel Scherere i verursacht, für ein Unglück zu betrachten, wie Weiber Alles zu ihrem Vortheile zu benützen wissen, ergiebige Einnahmen und ihr Fortkommen in der Welt verdankt; wenn nur der Mann nicht erscheint, dem dieser Bart vielleicht vom Anbeginn aus bestimmt war, und dem er nur aus Zufall oder Irrthum in der Werkstätte der Natur abhanden kam, wie dann, wenn dieser rechtmäßige Eigenthümer erschiene, und zurückverlangte, was ihm gebührt? Noch ist der Leser dieser merkwürdigen Ankündigung, in der auch von der noch Anno 1816 durch die Pariser Professoren approbirten Schönheit dieser Wunderfrau gesprochen wird, mit seinen Glossen und Betrachtungen nicht zu Ende, als d'ran an bereits eine andere Tafel mit der großen Aufschrift: »Große neue Männer« seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Was? große neue Männer? wo sind sie? wann, woher sind sie gekommen? das wäre einmal ein Artikel, der Noth thäte in unserer Welt voll Kleinigkeiten! Da liest man weiter, und unter den drei, mit ungeschlachten Lettern gedruckten Wörtern: »Große neue Männer-« folgt mit ganz kleiner Schrift das Wörtchen: — »Schwimmschule.« Man ärgert sich über die komische Täuschung, vergißt sie aber bald im Gewühle der anderen bunten Ankündigungen von Kochbüchern und eleganten Pariser Kleiderstoffen, von Vexir-Cigarrenbüchsen und neuen Zeitungen, von Dioramen, Cosmoramen und Zimmerreisen, von verlorenen Sachen, von der jungen Dianabad-Aktien-Unternehmung, von

Soirées, Reunionen, Bällen und Conversationen, von Wien in Wien, von der projektirten Stadtvergrößerung, vom Hansjörgl und der Fleckreinigungs-Anstalt, vom Volkssänger Moser und vom Gesundheitszucker, vom Colosseum und vom Landgut, von Lizitationen und zu veräußernden Bauplätzen, von Menagerien und Affentheatern, von kalten Bädern und neuen teutschen Liedern, und noch von hundert andern Dingen, die oft der Tag bringt und wieder mit fort nimmt. Welch' reichen Stoff zum Nachdenken bieten all' diese wechselnden Eindrücke! Was lassen sich da überall für Betrachtungen anstellen, für Glossen machen! man wird oft nicht fertig damit.

Oder man liest in rother massiver Schrift: »Universal-Mittel für schnelle Wanzen-Vertilgung, erfunden von Wenzel Schwarz, gewesenem Handelsmanne, Chemiker und Privilegiums-Inhaber;« — »Wohlthäter der leidenden Menschheit« hat man noch beizusetzen vergessen. Es ist also doch gelungen, daß große Werk, an welchem schon so viele tiefsinnige und erfindungsreiche Geister der Nation gearbeitet haben und noch immer gescheitert sind! Der Mann, der diesen blutgierigen Unthieren, den Räubern unseres Schlafes, den Zerstörern unserer reizendsten Träume, den Vampyren des neunzehnten Jahrhunderts, so gräulichen und blutigen Vernichtungskrieg ankündiget, er lebt, er ist in unserer Mitte, er ist eine Wahrheit! Seinen Namen wird man einst nennen neben jenen gewaltigen Heroen und starken

Recken, welche die Erde von Lindwürmern, Ungeheuern und Raubthieren säuberten, und eine dankbare Nachwelt wird auch ihm ein Monument errichten aus röthlich-braunem Marmor, geziert mit den Sinnbildern seines rühmlichen Wirkens, und sein Andenken bewahren und preisen in Farbe, Stein und Lied!

Und so gibt es überall, wo man das Auge hinwendet, eine Fluth von Dingen, Erscheinungen und Ideen, wie man sie in so regem und stetem Wechsel kaum anderswo findet, wie in der Straßen-Literatur. Und wie bescheiden sind diese Autoren! Alle wirken sie im strengsten Incognito, sie kokettiren nicht mit ihren Namen und Firmen, und rühmen sich nicht in allen Kneipen und Schenken, wie die »Herren Literaten« es sonst pflegen, wenn sie irgend ein Paar matte und langweilige Zeilen mit ihren obscuren Namen in die Oeffentlichkeit spediren.

Eines aber hat die Straßen-Literatur mit den übrigen Literatur-Zweigen gemein, daß im Zwielichtscheine die »Jungens« keck und ungeberdig in dichten Scharen herbeiströmen, und drauf und dran sind, Alles, es stehe was noch so hoch, im frechen Uebermuth — herunterzureißen.

Oesterreichischer Parnaß.

Von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

1.

Franz Grillparzer.

Der schöne Lord, welcher in Neuhellas den Tyrtäus spielte, wie Leander, über den Hellespont schwamm, sprach vor Jahren: »Der Name Grillparzer ist schwer auszusprechen, und doch wird ihn die Nachwelt auswendig lernen müssen!« Dies Wort ist bereits Wahrheit geworden, zwar Gott sei Dank, nicht durch die Nachwelt, nein durch die Mitwelt, welche ihre reichsten Lorbeern um die Schläfe des Dichters windet, der den Traum geadelt hat. Das Sprichwort »Träume sind Schäume« ist eine Lüge geworden; der Traum ward in Grillparzer's Munde der Profet vom Jordansstrande, der bleiche Samuel, der seinen König warnt in der Nacht vor der Schlacht, darin er Krone und Leben verliert. Das teutsche Trauerspiel hat nur einen Gott, den schönen Freund der langweiligen Dafne, und Grillparzer ist dermalen sein Profet. Alle südteutschen Herzen schlagen in diesem Glauben, wenn gleich im Norden starker Götzendienst mit dem Manne getrieben wird, der tragischen Stoff nach der Elle verkauft, und einen Schnapsladen errichtet hat, in dem er altteut-

sches Heldenblut in metrischen Bechern zu einem guten Groschen ausschenkt. »Befehlen Sie ein Glas Hohenstauffen?« »Oder ist Ihnen ein Becher gefrorne Semiramis gefällig?« Wer über diese Kalte-Schale-Poesie ein Näheres zu lesen wünscht, der schlage Immermann's »Münchhausen« nach.

Grillparzer wurde am 15. Jänner 1791 zu Wien geboren. Nach eingezogenen sichern Nachrichten lag er, wie alle übrigen Stäublinge, in einer gewöhnlichen Wiege, und entschlief bei den altteutschen Liedern seiner Mutter; auf dem Parnasse aber geht die Sage, er habe sich auf Rosen gewiegt, und Nachtigallen hätten den Kleinen in den Schlummer gesungen. Daher jener Klang in seinen Versen, der die Herzen rührt und bezaubert —

»Als räusche schmelzend durch die Luft,
Zum Ton' geword'ner Rosenduft!«

Grillparzer war glücklicher, als der berühmte Ritter aus der Pfalz, mit dem er in seinen antiken Stücken viele Geistesähnlichkeit hat. Sein Vater, ein gebildeter, vermöglicher Mann, leitete mit ungemeiner Sorgfalt die Erziehung des Knaben, welcher dereinst das österreichische Banner auf dem Gipfel des Parnasses aufpflanzen sollte. Dieser Tag des Stolzes ist gekommen, und es gibt keinen poetischen Richard Löwenherz, der dieses Banner, wie in den Schmachtagen zu Palästina, in den Staub wirft, und mit Füßen tritt. Wir dürfen auch auf dem Helikon das alte Lied singen:

Soudain Vienne dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:

*

Autriche
Tout
Rien
Autriche.

In dieser glücklichen Lage konnte Grillparzer, ungehindert von den Sorgen des Lebens, den köstlichen Trank Mimer's trinken, und Homer und Shakespeare waren die Ammen, welche ihm die Hippokrene reichten. Daß er in dem Umgange mit Euterpen die übrigen Musen nicht vernachlässigte, beweisen die Zeugnisse aus seinen filosofischen und juridischen Schuljahren. Seine Mitschüler in den juridischen Studien waren Castelli und Deinhardstein, dermalen Namen von gutem Klange auf dem Parnasse, damals so unbekannt, wie der Name Grillparzer selbst. Wie oft mögen die drei Dichterjünglinge Alexander gespielt, d. h. im Stillen getrauert, haben, wenn sie von den Siegen teutscher Dichter hörten oder lasen? Wie oft mögen sie die Frage an die Zukunft gestellt haben, ob kein Blatt des Lorbeerbaumes für ihren Scheitel bestimmt sei? Die Antwort hat die Welt gegeben, sie war bejahend. Wie oft mögen die jungen Poeten vor der schlimmen Amazone Kritik gebebt haben, die, als Gegenspiel aller Weiber, die Greise herzt, und keine Liaison mit der Jugend anknüpfen will?! Auch diese Tage des Kummers, der Sorge sind vorüber, und im goldnen Adelsbuche der Muse steht weit voran der Name Grillparzer, und auch die Namen Deinhardstein und Castelli fehlen nicht in dessen Blättern. Ich kenne einen Kritiker, der Lessing dutzen dürfte, und doch jedes Mal

den Hut zieht, wenn er den Namen Grillparzer ausspricht oder nennen hört.

Im Jahre 1813 wurde Grillparzer der hiesigen Hofbibliothek als Praktikant zugetheilt, trat aber bereits im nächsten Jahre in gleicher Eigenschaft zur Cameral-Gefällen-Verwaltung über. Im Jahre 1816 kam er als Concepts-Praktikant zu der k. k. allgemeinen Hofkammer. Es versteht sich von selbst, daß er bei sämmtlichen Stellen durch seine gediegenen Kenntnisse, seine unerschütterliche Rechtlichkeit, seinen ausdauernden Fleiß in der Achtung seiner Vorgesetzten, wie seiner Mitarbeiter, von Tag zu Tag stieg. Im Jahre darauf wurde ein Löwe geworfen. Grillparzer's »Ahnfrau« schritt über die Breter, welche die Welt bedeuten, und Graf Oerindur war um seinen Purpur. Ein geistreicher hiesiger Lustspieldichter äußerte sich in einem Salon litteraire, als man die »Schuld« und die »Ahnfrau« kritisch verglich: »den spanischen Schicksalsbrei habe ein tüchtiger Bühnenkenner gekocht, die schauerliche Sage von dem Untergange des Hauses Borotin ein Dichter geschrieben.« Ich will diese Meinung nicht unbedingt unterschreiben; aber dieser Ueberzeugung lebe und sterbe ich, daß sich Graf Hugo und der Räuber Jaromir gegenüber stehen, wie ein bissiger, hinterlistiger Köter und ein wilder, doch großmüthiger Löwe. Hugo ist nach meiner Ansicht ein gemeiner Verbrecher, und ich kann sein Verbrechen nicht tragisch nennen, weil es zufällig und unwissentlich an einem Bruder verübt wurde. Da müßten Thaten auf dem Gebiete der Venus libertina poetische Vorwürfe liefern, sobald die Heldin des Stückes eine

Tochter Noah's wäre, oder jene Griechin, welche, wenn ich nicht irre, in eine Nachteule verwandelt wurde. Jaromir hingegen, unter Räuber als Kind gerathen, von seinem Nährvater mit Blut groß gezogen, mit Verbrechen gefüttert, bleibt als Held der Nacht, als Ritter des Lasters in seiner tiefsten Verirrung ein Mann der Tragödie. Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, eine kritische Würdigung der »Ahnfrau« zu liefern, daher mögen diese kurzen Andeutungen dem Leser genügen. Der Erfolg des Stückes war glänzend, und der Name Grillparzer gehörte seit der Stunde der ersten Vorstellung zu den Corifäen der österreichischen Literatur. Wäre in jener Zeit der Enthusiasm so entwickelt gewesen, wie in unsern Tagen, man würde damals so gut Ahnfrau-Gürtel gefertigt haben, wie man jüngst Robert-der-Teufel-Chemisetten trug.

Im April 1818 betrat Grillparzer's Muse den klassischen Boden von Hellas, und jedes Wort aus ihrem Munde bewies als Freipaß ihre göttliche griechische Abkunft. Die »Sappho« dürfte eine Tochter Euripides genannt werden; sie ist ihm, was man so sagt, aus dem Gesichte geschnitten. Aristoteles und seine vielfach angefeindete, von Shakespeare wenig beachtete Einheit kamen durch dieses klassische Trauerspiel wieder zu Ehren. Sappho's Untergang mochte eine jetzt lebende teutsche Dichterin zu den herrlichen Worten begeistert haben:

»Wisse, daß die Liebe meiner Seele
Der Kuß der Eisenjungfrau ist.«

Wenn Shakespeare in »Romeo und Julie« die Universalgeschichte der Liebe geschrieben hat, so darf Grill-

parzer seine »Sappho« unstreitig eine Spezialgeschichte der Liebe der echten Dichterinen nennen. Seine Griechin ist ein riesiger Lorbeerbaum, der sehnsüchtig den Liedern der Nachtigall lauscht, die in seinen Blättern flötet. Leider gelten diese Klänge einer weißen Rose, die im Schatten der Dafne duftet, und aus Gram darüber verwelkt der stolze Baum. Melitta, weiße Rose, deine Rolle wurde mit keiner Tinte geschrieben, nein mit Düften, und würdest du wirklich leben, du schrittest über deine Schwestern, die Blumen, wie jene griechische Tänzerin leichtfüßig hinweg, ohne sie zu knicken! Schade, daß Phaon so eine erbärmliche Gestalt weist; mir ist immer, wenn ich ihn sehe, als flösse kein Blut, sondern Lavendelwasser durch seine Adern. Um den Mann hätte ich mich nicht ertränkt! Der Beifall, welchen die »Sappho« fand, war enthusiastisch. Einen kleinen Beleg, daß sie das damalige Stadtgespräch bildete, liefert die köstliche Anekdote, ein etwas blödes Menschenkind habe in einer Buchhandlung drei Exemplare des Stückes gekauft, weil es überall geheißen, man könne die »Sappho« mehrmals lesen.

Im März 1821 ließ Grillparzer seine antike Trilogie: »das goldne Vließ« aufführen. Die beiden ersten Abtheilungen: »der Gastfreund« und »die Argonauten« fanden an der Dame Kritik eine starke Gegnerin. Wer bei »Sappho« zu Gaste war, findet diesen »Gastfreund« nicht allzuliebenswürdig, und an dem Felsen, von dem sich die entsagende Dichterin stürzt, hätten aus gleichem Grunde die »Argonauten« bald Schiffbruch gelitten. Desto mehr Beifall fand die dritte

Abtheilung: »Medea.« Sie schrieb auch die Geschichte der Rache beleidigter Liebe. Sie ist ein Kraftweib, gegen welches die Mannweiber der Dudevant wie Porzellainpuppen erscheinen, und doch ist sie nicht so liederlich, so schlechtbesoffen von der Ueberzeugung männlicher Erbärmlichkeit, wie diese weiblichen Jammergestalten, die blos dieserwegen keinen Bart bekamen, weil sie nicht die Kraft hätten, denselben zu tragen. Medea geht mit einer tragischen Leidenschaft mit der Rache Arm in Arm zum Tode, die Kinder der Pariserin mit der ekelhaften Sünde auf die Promenade, um mit dieser schönen Bekanntschaft dick zu thun.

Im Jahre 1823 wurde der geniale Dichter zum Hofkonzipisten befördert.

Lenau, der liebenswürdige Sänger vom »Tode des Lenzes,« sagte ein Mal in meiner Gegenwart, er könne keinem Schriftsteller den Namen Dichter geben, wenn er nicht früher ein gutes lyrisches Gedicht aus seiner Feder gelesen habe. Lenau scheint mir so ziemlich Recht zu haben. Die Lyrik ist das geheime Losungswort, daran sich die »Brüder in Apollo« als Brüder erkennen. Grillparzer gab diese Losung in seinem herrlichen »Abschied von Gastein« (»Aglaja« vom Jahre 1823), in seinen »Tristia ex ponto,« die wie sterbende Schwäne den Sarg der ersten Liebe umrauschen. (»Vesta« 1835.)

»Und nun für alle Zukunft lebe wohl!«

Ich halte das Gedicht, dem dies aus dem Gedächtniß geschriebene Citat entnommen wurde, so wie das berühmte »Fare well« von Byron für unübertreffliche Muster des

Abschiedes eines Dichters von dem Glücke seines Herzens. Grillparzer ist aber nicht bloß Lyriker, er ist auch, was nur Menschen bekannt sein dürfte, die das Glück haben, ihn persönlich zu kennen, ein schneidender Epigrammatist. Schade, daß er diese Epigramme, sprudelnd an Witz, voll köstlichen attischen Salzes, der Mitwelt vorenthält. Ich erinnere zum Belege für das obige Epitheton an die herrlichen Verse:

»Thespis alte Kunst ist hin,
Hilf, o Musenvater!
Pantalon und Harlekin
Meistern das Theater.
Pierrot, das Jammerbild
Hilft mit trüben Mienen,
Und was mehr als Alles gilt,
Sind die Kolumbinen.«

Dieses Epigramm wurde zuerst in der historischen Zeitschrift des verdienten Geschichtsforschers Kaltenbäck bei Gelegenheit eines Aufsatzes über die Bühnenwelt gedruckt, und später nochmals in der außerordentlichen Beilage der »allgemeinen Zeitung« bei einer ähnlichen Gelegenheit mitgetheilt.

Einen Zwist, heiß und ärgerlich, wie ihn einst die Gluckisten mit den Piccinisten in Paris ausfochten, erregte das im Jahre 1825 im Februar zum ersten Male aufgeführte episch-tragische Gedicht Grillparzer's, welches des gewaltigen Böhmenkönigs Ottokar's Glück und Ende schildert. Es ging bei diesem Zwiste, wie bei jeder literarischen Fehde: beide Parteien verschütteten

das Kind mit dem Bade. Die Gegner beschuldigten Grillparzer des crimen laesae majestatis, des Hochverrathes an dem Böhmenkönig; der Schriftsteller Kaufmann ging in neuerer Zeit so weit, zu behaupten, dies Stück sei nur dieserwegen tragisch zu nennen, weil es die Niederlage und den Untergang eines Helden im Kampfe mit der Alltäglichkeit besinge. Die Freunde des Dichters läugneten alle diese Vorwürfe, und citirten die Verse:

»Bis an die Sterne trug ich Böheims Namen,
Aus allen Fernen strahlt zurück sein Ruhm!«

als Gegenbeweis gegen jede böswillige Anschuldung. Für sie war das Stück ein Pfau mit schönen Füßen, eine Sonne ohne Flecken. Am richtigsten schilderte Hormayer den Charakter beider Helden der Stillfriedschlacht. Er meint, Ottokar war ein tragischer, Rudolf ein epischer Held, und wahrlich die Wahl dieser Beiwörter — wäre es hier nicht richtiger, Beiworte zu sagen? — trifft den Nagel auf den Kopf. Ottokar schwamm gegen, Habsburg mit dem Strom; darum mußte jener zuletzt ertrinken, dieser im Hafen landen. Ottokar, fährt er fort, glich einem Steine, der von einer steilen Höhe rollt. Was sich seinem Sturze ohnmächtig entgegenstellt, wird zermalmt oder überflogen; um desto rascher und unausweichbarer ist aber auch das Zerschmettern, wenn der Stein auf ein Hinderniß stoßt, das er weder umstülpen, noch überspringen kann. Dieses Hinderniß war der österreichische Heerbann auf der Ebene bei Laa. Rudolf hingegen war ein Tropfen, der in Jahren einen Felsen durchlöchert, Geduld und Ausdauer sind der Phalanx, vor dem der böh-

mische Löwe verblutete, die alte Garde fiel, und die Intoleranz gegen die Söhne Abrahams zu Grabe ging. Geduld und Ausdauer sind die Urtheilsvollstrecker der Nemesis, welche lange zögert, aber unvermeidlich erscheint, und ihr Opfer tödtet. Alles wiederholt sich hier im Leben, — so schließt der Freiherr aus Tirol, — so ereilte Harald bei Hastings, Ottokar bei Laa, den ritterlichen Franz vor Pavia, den kleinen Korporalen auf der Ebene von Waterloo das gleiche Schicksal — es heißt Vergeltung. — — Ich stimme dieser Ansicht bei, bedauere aber von Herzen, daß Kunigunde, gelinde gesagt, ein gemeines Weibebild ist, und der berühmte böhmische Ritter mit Leier und Schwert, Zawisch von Rosenberg, so schranzenhaft, so dandymäßig gehalten wurde.

Grillparzer's Muse schwieg nach diesem kolossalen Gedichte volle drei Jahre. Erst im Februar 1828 erschien das Trauerspiel: »Ein treuer Diener seines Herrn,« ohne jedoch bedeutendes Glück zu machen. Der Grund der kühlern Aufnahme mag wohl in dem unritterlichen Geiste der Jetztzeit zu suchen sein. Die Tage sind, leider Gott, oder Gott sei Dank, vorüber, wo die berühmte Arie von Gretry:

»O Richard, mon roi,
L'univers t'abandonne!«

die treue Garde zu einem Thermopylen-Waffengange begeisterte, nach welchem Leonidas in der andern Welt gesprochen haben soll: »Wäre ich nicht Spartanerkönig, ich möchte ein Glied dieser Garde sein.« Ich will dadurch nicht gesagt haben, daß die Chevalerie gänzlich ausge-

storben sei; aber der Sinn für ihren Deciusmuth ist nicht mehr so allgemein, als er es vielleicht sein sollte. Armer Bancban, du hättest vor einem Jahrhunderte die Bühne betreten sollen, und reiche Lorbeern hätten dein greises Haupt geschmückt!

Im April 1831 erschien das elegische Drama: »des Meeres und der Liebe Wellen« und hatte gleichen Erfolg bei der — Menge. Poetische Gemüther wiegten sich entzückt auf diesen Wellen, dachten der meerschaumgebornen Göttin, deren Arme sie einst auch umschlangen, und weinten mit der bleichen Hero an der Leiche Leanders. Dem Gebildeten ersetzt der Reichthum an innerer Handlung, ich möchte sagen, an Seelenleben den Mangel an äußerer Handlung. Uebrigens bin ich trotz dieser flüchtigen Bemerkung der Meinung, daß dieser Mangel ein Gebrechen sei, das sich ein Dichter, wie Grillparzer, nicht hätte sollen zu Schulden kommen lassen. Ich weis recht wohl, daß es ihm bei seiner reichen Erfindungsgabe sehr leicht gewesen wäre, diesen Uebelstand zu vermeiden, aber daß er ihn nicht beseitigte, gab dem Verdachte Raum, er habe vielleicht nicht gekonnt, und eine Muse, welche den Traum des Rustan beschrieb, sollte selbst vor dem Schatten eines Verdachtes rein sein, wie Cäsars Gattin.

Im Jahre 1832 wurde Grillparzer zum Archivs-Direktor der allgemeinen Hofkammer ernannt.

Bereits im Jahre 1823 ward der geniale Tondichter Beethoven von vielen Seiten bestürmt, eine Oper zu schreiben. Namentlich wetteiferten die Administration des Hofoperntheaters der Kaiserstadt, und der Intendant des

Berliner Hoftheaters, Herr Graf von Brühl, in schmeichelhaften Anerbietungen. Die Operntexte wurden dem Tonsetzer dutzendweise eingesendet, aber keiner wollte ihm behagen. Da trat Grillparzer mit seiner »Melusina« auf, und der musikalische Byron war begeistert. Leider währte diese Begeisterung nur kurze Zeit. Theils durch die Aeußerung des Grafen Brühl, ein — Ballet ähnlichen Inhaltes sei in Berlin in der Scene, verstimmt, theils durch die Erinnerung an die vielen Verdrüßlichkeiten, die Beethoven bei der Aufführung des »Fidelio« mit teutschen Sängern hatte, verzagt, lehnte der bizarre Componist das Amt eines musikalischen Dollmetsches in der Weltsprache der Gefühle ab. So blieb das Opernbuch durch viele Jahre liegen. Erst im Jahre 1832 schrieb Konradin Kreutzer die Musik dazu. Die Oper wurde im Juni 1833 in Berlin auf der Königstädter Bühne mit vielem Beifalle gegeben. Sie ging noch in selbem Sommer in Brünn in die Scene; in Wien wurde sie erst im April 1835 und zwar im Josefstädter Theater aufgeführt. Der Erfolg war kein glänzender. Es ist hier nicht der Ort, die Ursache der kalten Aufnahme aufzudecken, noch weniger die Musik kritisch zu besprechen; es genügt, zu sagen, daß der Operntext ein vortrefflicher sei, so sehr die Wortdichter über Kälte und Farblosigkeit des Librettos klagen. Die Tondichter sind einer andern Meinung, und ihre Ansicht dürfte die competentere sein.

Der Oktober des Jahres 1834 setzte dem Ruhme Grillparzer's die Krone auf. Auf dem Theaterzettel stand mit großen Lettern: »der Traum ein Leben,« ein

dramatisches Mährchen, darunter sein gefeierter Name, und die Elite der gebildeten Welt der Donaustadt eilte in die erleuchteten Räume des Hofburgtheaters. Die ältesten Theaterbesucher wußten sich keines ähnlichen Zudranges zu erinnern. Man hätte an jenem Abende glauben können, die dramatische Kunst sei so eben erfunden worden, und die halbe Welt ströme herzu, die neugeborne Melpomene zu bewundern. Die Erwartung war auf das Höchste gespannt; der Erfolg hielt mit ihr Schritt, und nach der Vorstellung heftete sich der Ruhm unzertrennlich, als Schatten, an Grillparzer's Ferse. Dieses dramatische Mährchen ist vielleicht auch das originellste, poesievollste Gedicht, das seit dem Geburtstage des Thespis die Breter beschritten. Das Morgenland entfaltet alle seine Reize. Seine Rosen duften, seine Nachtigallen flöten, und über das köstliche Bild wirft der Traum seinen magischen Schimmer, als sei er der Mond der Theaterwelt; die Ohren lauschen, das Herz ist entzückt, der Geist ist berauscht, und die Lippen jubeln:

Steig' herauf in deiner Pracht,
Fabelhafte Mährchenwelt!

Und doch ist dies elfenhafte Gedicht ein tiefdurchdachtes psychologisches Gemälde, das, der Natur abgestohlen, unwillkürlich zu Bewunderung hinreißt. Grillparzer schrieb die Geschichte des Traumes in seiner höhern Bedeutung. Und wie schrieb er sie? Mit der Feder auf Papier? Zu derb. Mit einem goldnen Griffel auf Palmenblätter? Zu verbraucht. Mit Schmetterlingflügeln in Rosenduft? Zu gesucht. Er schrieb sie mit unauslöschlichen

Lettern in das Menschenherz. Daher wird auch dieses Mährchen so lange leben, als dies Herz pocht. Wir sind alle Rustan's, und tausend verschiedene Leidenschaften spielen Zanga's. Wohl jedem, dem auf seiner Pilgerfahrt nach dem himmlischen Mekka der fromme Derwisch Zufriedenheit mit sich selbst begegnet und ihn segnet! Dann wird, wenn der Traum des Diesseits zerstiebt, sein Erwachen ein freudiges, ein wonnevolles sein!

Im Jahre 1837 (wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt) erschien das Lustspiel: »Weh' dem, der lügt!«. Der Erfolg ist bekannt, und ich enthalte mich, da die Akten darüber noch nicht geschlossen und der Römerspruch »adhuc sub judice lis est« noch Geltung haben dürfte, jeder kritischen Bemerkung. Bei jedem Streite muß man den Begriff genau festsetzen, den man erörtern will; sonst wandert man nach dem Untersberg und besucht Friedrich Barbarossa, und feilscht um dessen Bart. Ich meines Theiles ziehe seit Jahren, wie ein Knabe hinter dem Falter, dem Begriffe »Lustspiel« nach, kann aber den Proteus in hundert Gestalten nicht festhalten, und verzweifle an der Auffindung der Auflösung der Charade, die Aristoteles nur scheinbar errathen. Zuweilen kommt mir der dumme Gedanke, das Lustspiel gehöre gar nicht zur Poesie. Ich kenne nemlich Menschen in Fülle, welche man ohne Beleidigung »gute Leute und erbärmliche Poeten« nennen darf, die aber demungeachtet Lustspiele geschrieben haben. Wenigstens stand auf dem Theaterzettel »Lustspiel«; ich habe aber dabei geweint, und lebe seit jenen Thränen der Ueberzeugung, ein Lustspielschreiber sei erst dann ein Dich-

ter — halt! denke an Heine's Stoßgebet gegen voreilige Gedanken! »Hund, mein Hund, du bist nicht gesund, du bist vermaledeit!« Gut, so will ich denn glauben, daß Poesie und Witz, Fantasie und Laune sich leicht ehelich verbinden, und gesunde, gesittete Kindleins ihrem Bündnisse entsprießen.

Das letzte Geschenk, daß wir Grillparzer's keuscher Muse danken, ist das herrliche Vorspiel zur »Libussa,« welches in dem »Album der Wohlthätigkeit« im Laufe dieses Jahres im Druck erschien. Es ist eine Arbeit, welche der unsterbliche Sänger von Avon gern für seine eigene erklären würde.

Und somit wäre mein kurzgefaßter Bericht über die Leistungen unseres größten vaterländischen Dichters geschlossen. Von seinen prosaischen Dichtungen ist mir nur die Erzälung: »der Mönch aus Sardinien« bekannt, welche, wie ich glaube, im Jahre 1828 in der »Aglaja« abgedruckt wurde. Ueber sein epigrammatisches Talent habe ich bereits gesprochen, bin auch überzeugt, Grillparzer wäre zum Kunstrichter berufen, so gut, als Lessing. Dies beweisen seine flüchtig hingeworfenen und doch haarscharfen Bemerkungen über neue Kunsterscheinungen im Laufe eines wärmer werdenden Gespräches. So äußerte er sich, als man über die gehäuften Leiden einer tragischen Heldin sprach, das Stück erinnere ihn lebhaft an den wohldressirten Pudel, der voriges Jahr an einem kalten Novembertage an die sieben Mal auf das Geheiß seines hartherzigen Herrn in den kalten Donaustrom sprang, und den Prügel zitternd und fröstelnd apportirte.

Es wäre jetzt noch die Persönlichkeit des gefeierten Dichters zu schildern; das ziemlich getroffene Portrait desselben, von dem trefflichen Maler Danhauser, als artistische Beilage zur geachteten »Wiener Zeitschrift,« gezeichnet, überhebt mich aber dieser Schilderung. Ich habe dabei noch anzuführen, daß viele Verehrer des großen Sängers sich im Jänner dieses Jahres vereinten, und durch den geschickten Graveur Schön die Medaille Grillparzer's zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages prägen ließen.

Und so schließe ich diese Zeilen mit den Worten, mit welchen ich sie begann: »Der Name Grillparzer ist schwer auszusprechen, und doch wird ihn die Nachwelt behalten müssen!« Wie sehr ich von der Wahrheit dieses Spruches Byron's überzeugt bin, mag nachstehendes Gedicht beweisen, das bereits im »österreichischen Morgenblatte« abgedruckt worden. Es lautet:

Im Hafen von Calais.

Die Nacht war schön, war still, wie eine Mutter,
Die ihres ersten Kindes Schlaf bewacht;
Geräuschlos flog durch's Meer der leichte Kutter,
Als sei verschämte Armuth seine Fracht.

Ein Lootse stieß, zum Hafen uns zu leiten,
Vom Strand', bald lagen wir im sichern Port;
Da gab es auf dem Schiff' ein Drängen, Streiten —
So lärmen Knaben aus der Schule fort.

Mein Nachbar reichte sinnend mir die Hände;
Er dachte still: »dem Himmel sei's geklagt!
»Wenn englisch dieses teutsche Blut verstände,
»Ich hätte gern was Liebes ihm gesagt.« — —

Ich dachte trüb', wie er: »so gerne brächte
»Mein Herz dir seinen warmen Abschiedskuß;«
Da flog, wie Wetterschein durch Mitternächte,
Auf meinen Mund der schönste Scheidegruß.

Da rief ich »Byron,« meine Thränen rannen —
»Grillparzer,« sprach der Britte feierlich —
Verschiedne Böte trugen uns von dannen,
Doch uns're Seelen, die verstanden sich.

Theatralische Zustände.

Monatbericht vom August 1841.

Ich werde von mehreren Seiten aufgefordert, in dieser Schrift von Monat zu Monat auch eine Revue der Wiener-Bühnen zu bringen, und nicht allzügern entschließe ich mich zu diesem undankbaren Geschäfte. Nicht so sehr der Gedanke könnte mich davon abhalten, dieses Heer von Theaterkritiken, welches tagtäglich in die Welt gesendet wird, auch noch vermehren zu wollen, denn ob nun wieder Einer mehr mitspricht, oder weniger, daran ist wol nicht viel gelegen, und es kommt erst darauf an, ob und wie man sich in diesem Gewirre von Stimmen aller Art Gehör zu verschaffen weis, — auch ist nicht das meine Sorge, daß ich mit diesen Berichten, im Vergleiche zu der Eisenbahn-Schnelligkeit unserer Journale, immer erst lange post festum kommen und daher oft nur Längstvergessenes wieder neu aufwärmen werde, denn ich gedenke diesen Mittheilungen eine ganz andere Gestalt und Eintheilung zu geben, als unsere Zeitschriften sie haben, und meine auch, daß man auch nach der Zeit noch ein kurzes Wort über Dies und Jenes, was am Theaterhorizonte erscheint, nicht mit Protest zurückweisen werde; — allein Eines macht mich am meisten besorgt, der Gedanke, daß

man mir manche strengere Ansicht, die ich von dem hiesigen Bühnenwesen und Treiben habe und die offen auszusprechen ich mir vornehme, übel und gehässig deuten, und mir in den Fällen, wenn ich mit dem, was Andere sagen zu müssen glauben, und vielleicht auch mit der öffentlichen Meinung im Widerspruche bin, geradezu Ungerechtigkeit und Böswilligkeit zum Vorwurfe machen werde. Auch weis ich recht gut, und ich habe mir diese Erfahrung durch mein langjähriges Wirken in diesem Kunstzweige gesammelt, daß es kein undankbareres Geschäft gibt, als die Theaterkritik; undankbar in Beziehung auf's Publikum, welchem es noch kein Kritiker der Welt in jedem Falle recht zu machen wußte, und welches nahe daran ist, die ganze Zunft der öffentlichen Wortführer, mit äußerst wenigen Ausnahmen, für käuflich und parteiisch zu halten, — und weit undankbarer noch in Beziehung auf die Künstler, Schauspieler und Comödianten vom Ersten bis hinab zum Letzten, welche nur das Lob, das man ihnen spendet, in Huld und Gnaden aufnehmen, jede Verweigerung desselben als einen Hochverrath an der Größe, Herrlichkeit und Unfehlbarkeit ihrer Kunst betrachten, welche sich nicht träumen lassen, daß irgend wer außer ihnen etwas besser verstehen könne, als sie, und welche deshalb, weit entfernt, einen in der ruhigsten, bescheidensten Form erscheinenden Tadel auch nur der Beachtung, viel weniger einer Prüfung zu würdigen, sich nicht entblöden, gegen jede ihnen nicht Weihrauch streuende Kritik oft in den — ich mag nicht sagen, welchen — Ausdrücken an öffentlichen Orten ihre Deklamationen laut werden zu lassen, und wäre es auch gegen

eine bewährte, anerkannte kritische Autorität, deren Tadel ihnen doch für ehrenvoller gelten sollte, als das blinde und sinnlose Lob, welches ihnen oft dieser oder jener obscure, nicht einmal der Rechtschreibung, viel weniger der Logik kundige Sudler spendet. Für wen also soll man Kritiken schreiben, wenn nicht für das Publikum und die Schauspieler? blos zu seinem eigenen Privat-Vergnügen? Viel anders ist es nicht, und dies ist es, was diesen Zweig literarischer Produktivität Einem wirklich verhaßt machen könnte, wenn es uns nicht so oft selbst drängte und triebe, eine Wahrheit offen auszusprechen, dem sich überall breit machenden Treiben des Cliquen- und Parteiengeistes ein ernstes, gebieterisches Veto zuzurufen, und, — wär's auch nur für den Augenblick der ersten Ueberraschung, — dieses Lärmen und Toben des theatralischen Babels zum Schweigen zu bringen.

Es gibt jetzt so viele offene und geheime Simpathien und Beweggründe, welche das Urtheil der öffentlichen Stimmen leiten, daß eine Schilderung der hiesigen Theaterzustände, vom Standpunkte völliger Unbefangenheit, ernst und nachdrücklich im Tone, nur von dem Streben nach Wahrheit geleitet, die Gebrechen und Mißbräuche, die sich finden, weder verschleiernd, noch entschuldigend, sehr zeitgemäß erscheinen und hie und da auch einigen Anklang finden dürfte. In diesem Sinne, mich zugleich vorbereitend auf manchen Kampf und Widerspruch, auf manche Mißdeutung und böswillige Verdächtigung meiner gewiß guten Absicht und redlichen Meinung, denke ich die folgenden Zeilen niederzuschreiben.

Ich beginne mit unserem so viel gepriesenen

k. k. Hofburgtheater,

welches immer den Stolz der Wiener ausmachte, als Musteranstalt für ganz Teutschland aufgestellt wurde, und diesen Rang, wir hoffen es, auch in Zukunft beibehalten wird. Es hat, seit wenigen Monaten erst, in der Person des aus Hannover hieher berufenen Herrn von Holbein, des bekannten Bearbeiters der Kleist'schen Schauspiele und Verfassers mehrerer einst sehr beliebt gewesener Theaterstücke, einen neuen Direktor erhalten, auf dessen gerühmte Einsicht, Sachkenntniß und Erfahrenheit man allerwärts gerne Vertrauen hat. Bereits sollen auch im inneren Geschäftsgange des Theaters sehr wesentliche Verbesserungen eingeführt worden sein, was nur vom Guten sein kann. Im Repertoire dagegen scheint die Direktion noch immer im Ordnen und Sichten begriffen zu sein, und findet es wol noch nicht an der Zeit, an die Auswüchse desselben Hand anzulegen, sei es nun aus Pietät gegen die in dieses Repertoire ganz eingewöhnten Stammgäste dieses Theaters, sei es nun, weil sie sich erst eine Gesammtübersicht verschaffen und dann vielleicht auf ein Mal mit einer radikalen Reform hervortreten will. Jedenfalls möchte es ungeeignet erscheinen, schon jetzt über die neue Direktion und über ihre Fähigkeit, einer so wichtigen und schwierigen Stellung zu genügen, ein Urtheil zu fällen.

In meinem Zwecke liegt es zunächst, über die Leistungen des Monats August eine kurze Uebersicht zu liefern. Die wichtigsten derselben waren: Calderon's »Don

Gutierre« in der Bearbeitung von West, Schiller's »Wilhelm Tell«, »Fiesco« und »Wallenstein«, dann Grillparzer's »der Traum ein Leben.« Außerdem erschienen Müllner mit der »Schuld« und dem »Blitzstrahl,« — Kotzebue mit der »silbernen Hochzeit«, den »teutschen Kleinstädtern«, dem »Landjunker zum ersten Male in der Residenz«, dem »armen Poeten«, und dem »zugemauerten Fenster«, bei dem es sich wol wirklich nicht lohnte, daß man es aus dem Staube der Theaterbibliothek hervorzog, — Raupach mit »Corona von Saluzzo«, — Leutner, sein Doppelgänger, mit den »Geschwistern«, — Halm mit der Bearbeitung von »König und Bauer«, — Frau von Weißenthurn mit der »beschämten Eifersucht«, dem »Brautschleier«, mit »Welche ist die Braut?« und »die Fremde«, — Cumberland's »Jude«, — Bauernfeld mit »Leichtsinn aus Liebe« und dem »Liebesprotokoll«, — die Verfasserin des »Oheims« mit der »Fürstenbraut«, — Albini mit »der gefährlichen Tante«, — Eduard Devrient mit den »Verirrungen«, — Töpfer mit der »Wasserkur«, — und Karl Schall mit dem neu in die Scene gesetzten »Wie man sich täuscht«; von Uebersetzungen: »Ich bleibe ledig«, »der Pariser Taugenichts«, »der Fabrikant«, »Ehrgeiz in der Küche«, »Nach Mitternacht«, »Hans am Scheideweg«, »Molly« und »das Testament des Onkels.« In welchem Verhältnisse ein solches Repertoire zu dem Range dieses Theaters stehe, welches mir vorzugsweise berufen erscheint, wenn auch nicht durchgehends lauter klassische, doch wenigstens nur anerkannte und ausgezeichnete dramatische Werke in sein Re-

pertoire aufzunehmen, und den gewöhnlichen Uebersetzungs-kram und die alten verschollenen Rührspiele gänzlich davon auszuschließen, überlasse ich dem unbefangenen Urtheile des gütigen Lesers. Die Sache möge sprechen für sich selber.

Neu war in diesem Monate: »Maria von Medicis,« Originallustspiel in vier Aufzügen von C. P. Perger, ein Stück, welches durch seine pretentiöse Bezeichnung als »Originallustspiel«, und durch die Wichtigkeit der historischen Namen, die auf dem Zettel paradiren, eines Heinrich IV. von Frankreich, einer Maria von Medicis, eines Sully u. A. sehr bedeutende Erwartungen erregen mußte, sich aber bei näherer Besichtigung als ein höchst schwaches Machwerk ohne alle Poesie und dramatische Stoffhältigkeit darstellte, geschweige denn, daß der Charakteristik der Zeit, in welche der Verfasser sein »Originallustspiel« verlegen zu müssen glaubte, oder der Charakteristik der Personen, die zu schildern er sich die Freiheit nahm, und die unter seinen Händen in läppische Komödienpuppen zusammenschrumpften, auch nur im Entferntesten Genüge geleistet worden wäre. Unverantwortlich bleibt es, historische Celebritäten dieses Ranges zu Trägern einer ganz gewöhnlichen Ehestands- und Intriguen-Geschichte, wie sie sich eben in dem nächstbesten Bürgershause ereignen kann, herabzuwürdigen, und wenn sie auch wahr ist die Anekdote mit dem Faden, aus welchem der Verfasser sein mißrathenes Opus herausspann, so hätte sie vielleicht hingereicht für einen oder zwei Akte, nicht aber für den ganzen Abend. Eine Unzal Mängel ließen sich auch sonst noch dem Stücke nachweisen, allein es

ist die Sache doch zu wenig wichtig, um nicht lieber auf andere Gegenstände überzugehen.

Das k. k. Hofoperntheater

begann den August auf eine würdige Weise, mit Mozart's »Don Juan.« Die Oper wurde in diesem Monate noch ein zweites Mal gegeben, dann hörten wir auch an zwei Abenden die »Hochzeit des Figaro.« Damit ist Alles aufgezält, was für die, gewiß mit Unrecht, so sehr vernachlässigte klassische teutsche Oper geschah. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß gerade das Wiener Hofoperntheater, wenn es anders seine Stellung und seinen Rang unter den übrigen Bühnen Teutschlands begriffe, seinen Stolz darein setzen sollte, die Opern der alten Meister in Schütz zu nehmen, sie zu ehren als ein heiliges Vermächtniß einer großen, erhabenen, kunstedlen Vergangenheit an die frivole, in ihren Kunstinteressen völlig zersplitterte, zeugungsunkräftige Gegenwart, sie hinzustellen als Muster der Nachahmung, als lebende Monumente jener großen Geister, deren Gesänge tönen durch alle Welt, und ihren Namen mehr verherrlichen, als ein steinern Denkmal! Welchen Aufschwung würde — wenn auch nicht gleich in den ersten Paar Monaten — das Wiener-Opernwesen nehmen, wenn man es von einem nationalen Standpunkte aus leitete, wenn man den Sinn des Publikums für wahrhafte Musik wiederum emporriefe aus seiner Erschlaffung, die Käufer und Verkäufer mit ihren unreifen, faulen, wurmstichigen Waren hinausjagte aus dem Heiligthume der Musik, die Fetische

des Auslandes herabstürzte von ihren usurpirten Thronen, die legitime Herrscherin: teutsche Kunst, die unstäte, landesflüchtige Verbannte, aufsuchte und herbeiriefe, ihr huldigte mit reuigem Sinne, und sie wiederum erhöbe in Pracht und Herrlichkeit, in Glanz und Majestät auf den ihr wieder gewonnenen Herrschersitz! Sie würde uns gnädig sein und huldvoll, und des Reiches Wohl vertrauensvoll niederlegen in die Hände und Herzen ihrer Großen: Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Winter, Spontini, Weigl, Spohr, Marschner, Lindpaintner und Chelard! Noch viele andere Helden und Streiter würden sich um diese Auserlesenen schaaren in Kraft und Begeisterung, und eine Mauer bilden, welche selbst das sinn- und maßlose Lärmen und Spektakuliren der neueren Opern mit ihren Notenarmeen nicht über den Haufen werfen sollte!

Ihr schreckt zurück vor dem Gedanken, nur alte Musik hören zu müssen? — Habt Ihr sie denn auch wirklich schon so recht gehört diese alte Musik mit ihren einfachen, großen Melodien, ihren majestätisch einherschreitenden Recitativen, ihren versöhnenden Harmonien? habt Ihr sie kennen gelernt, verstehen gelernt, lieben gelernt? lieben, wie Eure Väter sie liebten? Nun so geht hin, und versucht es, aus diesem heiligen Borne zu trinken. Es ist nicht Champagner, der schnell aufperlt und verfliegt, es ist nicht süßer Wein, der Euch die Zunge kitzelt und hinterher, habt Ihr mehr als ein Gläschen getrunken, den Kopf schwer macht, es ist nicht dickes, schweres Bier, das Euch betäubt, — es ist ein klarer, frischer Quell, der nicht berauscht, aber stärkend Euch durch die

Adern rinnt, Euch Jugend und Gesundheit wiedergibt, so Ihr Vertrauen habt zu seiner Wunderkraft, und in seinen blauen, melodisch rauschenden Fluthen spiegeln Erde sich und Himmel!

Doch wohin bin ich gerathen? ich wollte von unserem »teutschen Opernrepertoire« etwas erzälen, und — fasle von der alten klassischen Zeit! Närrisch Zeug das, wie es mir, ich weis nicht wie, in die Feder kam! Hübsch bedacht nun, nicht rechts, nicht links geschaut, auch nicht hoch hinauf, sondern nur auf die ebene Straße vor dir, guter Junge, und erzält vom »Repertoire der teutschen Oper!«

Was haben wir gehört, was haben wir gesehen? Von Mozart das, was ich schon sagte; von Meyerbeer den »Robert« und die »Gibellinen«, von Rossini den »Tell« und den »Moses«, von Bellini die »Nachtwandlerin«, von Donizetti den »Marino Faliero«, den »Belisar« und den »Liebestrank«, von Auber die »Ballnacht« und ein Stück »Stumme«, von Hoven die »Johanna d'Arc.« Daß ich den »Weiberfeind in der Klemme«, den »todten Neffen«, »die zwei Hofmeister« und das »Lotterielos«, einige der stereotypen Vorspiele unserer Ballets, nicht unter die Opern rechne, darüber brauche ich mich, wie ich glaube, doch wol nicht auszuweisen. Ein neues Vorspiel, die »Xacarilla«, mit Musik von Marliani, war ganz unbedeutend. — Das Ballet selbst wechselte zwischen »Latonens Rache«, »Schloß Kenilworth«, »Pakt mit der Unterwelt«, »Frauenaufruhr im Serail«, »hinkende Teufel« und »Macht der Kunst.«

Ganz wenig zu sagen ist von dem

k. k. priv. Theater in der Josefstadt,

welches, nebst einem Quodlibet zum Besten der Abgebrannten eines Vorstadthauses, und einem mit recht viel Talent verfaßten Genrebilde: »Die Nacht am See, oder das Bild der Mutter« von Carl Elmar, nur sehr oft Gesehenes brachte und in der Hälfte des Monats, wegen Baureparaturen, für einige Zeit gänzlich geschlossen wurde. Das Schauspielpersonale wird unterdessen in der »Badener-Arena« verwendet.

Die vereinten Theater an der Wien und in der Leopoldstadt

haben dagegen den August ganz besonders gut zu benützen gewußt, und Einnahmen erzielt, wie gewiß kein anderes teutsches Theater sie in diesem Monate aufzuweisen vermag. In dieser Hinsicht wird selbst der größte Gegner dieser beiden »Kunstanstalten« zugeben müssen, daß die Direktion eine ungemeine Thätigkeit entwickelte, wenn gleich nicht bestritten werden kann, daß diese Thätigkeit nicht immer auf Kunstzwecke abzielte. Ich gehöre nun durchaus nicht zu denjenigen, die da behaupten, (und es gibt dergleichen!) ein Vorstadttheater dürfe gar keine Kunsttendenz haben, müsse solche dem Hoftheater überlassen, und hier sei nun einmal der eigentliche Boden für das Spektakelstück. Uebrigens behalte ich in diesem Punkte meine Meinung und lasse Jedem gern die seinige.

Durch ihren an und für sich gewiß sehr lobenswerthen Eifer, stets etwas Neues zu bieten, eine Ueberraschung durch die andere zu verdrängen, und für diesen Zweck wirk-

lich namhafte Opfer zu bringen, hat die Direktion nicht allein jetzt größeren Anhang in dem, ihr sonst nicht immer günstig gewesenen Publikum gewonnen, sondern sich auch mit der Kritik auf einen freundschaftlicheren Fuß gestellt, als es früherhin der Fall war.

Beckmann's, des berühmten Berliner Komikers, Gastspiele in beiden Theatern füllten die erste Hälfte des Monats auf eine eben so unterhaltende, als interessante Art aus; unterhaltend, weil wir in diesem Manne einen so tüchtigen Darsteller kennen lernten, daß ihm wol kaum, trotz der schalen Komödien, die er mit hieher brachte und in welchen er ausschließend auftrat, das Prädikat eines Künstlers versagt werden konnte, — interessant, weil uns der Genre seiner Komik, die mit der hier heimischen eben nichts weiter gemein hat, als die Wirkung, ganz neu und eigenthümlich erschien, und manchen Anhaltspunkt darbot, die beiden Nationalitäten eines Wieners und eines Berliners in eine Paralelle zu bringen. Gern hätte man auch einen so wahrhaft ausgezeichneten Schauspieler, (und es sollen deren, wie die Sage geht, im kunstgesegneten teutschen Lande immer weniger werden,) in irgend einer rechten Rolle eines guten alten komischen Stückes gesehen. Beckmann's Darstellungen, stets bei gedrängt vollen Häusern stattfindend, sind übrigens ein Beweis, daß hier zu Lande auch ohne den müßigen und kostspieligen Firlefanz der Ausstattung, auch ohne Roß und Kleingewehrfeuer etwas Gutes Anklang finden könne.

Daß man aber auch diesen Effekt- und Spektakelstücken, diesen doch schon zum Ueberdrusse gesehenen Evolu-

tionen, Kampfspielen und Manövres noch immer sehr hold sei, beweisen die hundert und mehr Vorstellungen, welche derlei »dramatischen Dichtungen« zu Theil werden, beweisen die Menschenmassen, welche sich zu den Guerra'schen Reiterstücken herbeidrängen, und die Aufstellung eines sogenannten »lebendigen Theaters« (als ob's in den übrigen todt wäre!) für etwas so Prachtvolles, Wunderbares, Herrliches, und was weis ich, halten, daß sie selbst die Verwendung einer großen Schiller'schen Tragödie zu diesem Behufe und die Zerstücklung derselben in neun Akte nicht für einen Frevel an der Kunst erkennen!!

A.

Komische Charakter-Masken.

1.

Junker Strobelkopf von Schußwind.

Eine Geschichte aus den Tölpeljahren.

Erzält von August Schilling.

> Mäß — glaubst du — säuft sich dumm? Sieh', wie du irrig bist!
> Kann er denn dümmer sein, als wenn er nüchtern ist? —

Es gibt eine Zeit im menschlichen Leben, wo man glaubt, die Weisheit des Lebens mit dem Vorleglöffel verschlungen zu haben, das ist die süße, schöne Zeit nach den letzten Schulprüfungen; das ist die holde himmlische Zeit, wenn der Student aufhört, ein Herr zu sein und das erste Mal als dummer Junge in die Welt stolpert; das ist die lehrreiche Zeit, wo der Lehrkurs des Katheders zu Ende ist und der Lehrkurs des Lebens beginnt. —

Wohl dem bescheidenen Jünglinge, der — obgleich glorreich aus dem Kampfe mit der Wissenschaft hervorgegangen — dennoch demüthig und wehmüthig die klippenvolle Bahn der gefährlichen Weltpraxis antritt; wehe aber dem lächerlichen Jungen, der im kecken Eigendünkel seinen wüsten »Strobelkopf« für das ausschließend-privilegirte Depot alles Wissens und seinen heißhungrigen Magen für »der Güter höchstes« betrachtend, gleich einem jungen

Bulldogg, dessen Beine noch nicht erstarkt sind] im Wechsellauf der Zeit, mit den windelweichen Elefantenfüßen hineintölpelt in alle Pfützen und Moräste des Lebens, sich selbst und die Umstehenden in ungehobelter Bengelei mit Unflath überdeckend.

Ein Prachtexemplar dieser Raçe ist der Junker Strobelkopf von Schußwind. Seine lendenlosen Beine tappen voll unbeholfener Uebereilung effektiv und allegorisch in jede Schmutzlache; denn er hat noch nicht gelernt zu gehen und beschmutzt auf diese Weise seine Freunde, er mag freundlich oder giftig sein. Denn ist er freundlich, d. h. ausgelassen gelaunt, so springt er im Uebermaße seiner Liebe mit den schmierigen Windmühlpfoten auf Jeden, der ihm wohlwollend naht, und ist er giftig, d. h. bissig gelaunt, so geschieht ein Gleiches im Uebermaße seines Zornes unter ohnmächtigem Belfern und Zähneblöcken. Ein Uebermaß ist es aber immer, welches unsern Junker leitet, nemlich die letzte Maß, welche er Tag's vorher über sein gewöhnliches Bierquantum trank; und es kommt daher häufig nur darauf an, ob das letzte Liesinger klar oder trüb war, um nach diesem »Bierometer« die Launengrade unsers Junkers Strobelkopf beurtheilen zu können; was seine Verstandesgrade anbelangt, so sind diese geradezu unter Null.

Die besonderen Eigenheiten, welche Junker Strobelkopf mit einem wohlconditionirten Pintscherl gemein hat, sind so auffallend, daß wir versucht werden, zu glauben, das Sprichwort: »hundsjung und pudelnärrisch« sei zu allererst auf ihn angewendet worden. Wittert das junge

Hündchen etwas für's Apport oder wol gar zum Speisen, so schnuppert es neugierig so lange herum, bis es sein ist, und merkt Junker Strobelkopf, daß irgendwo etwas Geheimnißvoll-Interessantes zu sehen oder zu hören, gleich muß er seine Nase überall dabei haben, um etwas zu erhaschen; — kein Stuhl, kein Tisch ist dem kecken Pintscherl zu hoch, um nicht hinauf zu springen; keine Idee, kein Verlangen ist dem Junker Strobelkopf zu hoch, um nicht darnach lüstern zu werden; — und was endlich das possierliche Spiel anbelangt, mit dem das lustige Hündchen die kostbarsten und theuersten Putzsachen zerfetzt und zernagt, so gleicht es hierin ganz dem Junker Strobelkopf, dem nichts zu erhaben, und zu ehrwürdig ist, daß er es nicht muthwillig begeifert und benagt, dem die ernstesten und heiligsten Verhältnisse, die würdevollsten Pointen des Lebens nicht anders vorkommen, als wie ein Schinkenbein für seinen heißhungrigen Magen und ein Spielwerk für seine plumpen Tatzen; kurz ohne Allegorie: Junker Strobelkopf will Alles wissen, Alles haben, und Alles werden, nur nicht ein wohlgesitteter und vernünftiger Mensch. Für solche Hyperbolik ist die Knute der Satire wie geschaffen. —

Nun sollte man freilich wol glauben, daß hochgestellte Individuen, ich meine, Leute mit hohen Beinen, auch eine tiefe Einsicht haben könnten, besonders, wenn sie in den Liniengraben sehen, allein unser Junker Strobelkopf ist, wie alle jungen Bulldoggs ein klein wenig blind, und daher täuscht er sich nur zu oft, sowol in seiner tiefen Einsicht, als in seinen hohen Aussichten; er spricht so we-

nig vorsichtig, als gegen die Ehre der Abwesenden nachsichtig und besitzt so kurzsichtige Ansichten, daß er in jeder Rücksicht einer thätigen Aufsicht bedarf.

Das ist die entzückende Epoche der — Tölpeljahre! Zu hoch studirt, zu weise, um sich noch immer unter die Buben mischen zu wollen, und doch zu jung, zu unerfahren, zu ungehobelt, um einen Platz unter Männern behaupten zu können, spricht der vorlaute »Rüps« überall drein, gibt ungefragt sein decidirtes Urtheil ab, citirt bei jeder Gelegenheit seine brühwarm von der Prüfung mitgebrachten Kenntnisse, beleidigt Jedermann durch seine Bengelei und sein unartiges Benehmen, und sinnt Tag und Nacht auf kindische Pläne des Ehrgeizes; sei es nun, daß er vor Heißhunger, Cotillontouren anzugeben, alle Damen auf die Füße tritt, oder vor Durst nach Ruhm alle Redakteure mit seinen poetischen Schmierereien zu Tode ängstigt; en fin: Bulldogg-Strobelkopf ruht nicht, rastet nicht, er muß es ganz Europa zu wissen machen, daß er auf der Welt ist, daß er Alles weis, Alles hat, Alles ist, was der Mensch nur wissen, haben und sein kann! —

So stürmt im brausenden Getobe Herrn von Schußwinds Jugend dahin, bekränzt von den Disteln und Dornen all' jener unangenehmen Folgen, welche die Unbesonnenheit stets nach sich zieht. — Wohl ihm, wenn sein ungeschlachtes Wesen nicht auch für die ernstere Zukunft eine bleibende Lebenswunde schlägt.

Schiller und das lebendige Theater.

Von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Und ich bin nichts, als ein gefesselt Weib.

Hindostan ist das Land des Vorurtheiles und der verknöcherten Sitte. Es ist ein dummes Land. Die Patola erklingt, die Bayadere erscheint, sie tanzt, sie schwebt, sie fliegt, sie spielt Schmetterling, und sucht die schönste Rose, das frischeste Männerantlitz, und wenn sie es gefunden, taucht Blick in Blick — Stahl und Magnet — Lippe glüht an Lippe, und im Herzen thront das Glück. Niemand staunt darüber, ist doch die Liebe einer Bayadere ein Gemeingut, wie Duft, Luft und Licht. Doch wage es, Fremdling, einer Bramachira zu tief in das seelenvolle Auge zu blicken, schlinge den kühnen Arm um den Gürtelshawl der Priesterin Brama's, und dein Tod ist verbrieft und besiegelt — dein Leben hat fürder nicht den Werth eines welken Blumenblattes, und deine Lippe wird in Kürze bleich werden, wie der Schnee! Wie gesagt, es ist ein dummes, ein blödes Land, dieses Hindostan!

Teutschland, mein Vaterland, du Heimat der Gefühlsemancipation, wie Unrecht hatte der Glückliche aus den Bädern von Lukka, als er dich Schilda taufte! Nein,

du bist nicht einfältig, keusch und götterfürchtig, wie diese verrufene Schwesterstadt des griechischen Abdera. Du nimmst die Pietät vor der ernsten Melpomene ruhig bei den Haaren, schleuderst sie zu Boden, trittst sie mit Füßen, und gibst die mißhandelte Göttin den plumpen, ungeschlachten Liebkosungen eines handfesten Possenreißers preis. Dir ist nichts heilig mehr; du errichtest den größten Geistern deines Parnasses ein steinernes Denkmal und — ein lebendiges Theater. Vor dem steinernen Denkmale kniest du nieder in heiliger Andacht, im lebendigen Theater machst du diese Dummheit deiner Ahnen gut, und die Bewohner des Paradieses, die kräftigen Juchheleute sprechen, wie Heine, zur teutschen Muse, zur ewigen Jungfrau: »Jungfrau, ich möchte dich küssen.«

Sie aber wendet sich nicht stolz und zürnend ab; nein, sie erhebt sich bayaderen-zuvorkommend und erwiedert ohne Schamerröthen: »Das ist ein guter Gedanke, Herr.« Muse und Bajadere, — die Göttin Schiller's, wie das parnassische Bettelweib geisteslahmer, zotenreicher Possenschmierer, benützen die Abenddämmerung zur Schönheitsrevue, wenn die Fledermäuse schwirren, und der Preis für ihre Küsse und Grüße, für Nektar und Fusel, Ambrosia und Streichkäse ist derselbe.

Dunois, Graf Dunois, guter Geschmack, Ehrfurcht vor der teutschen Nachtigall, die Schiller hieß und in Weimar schlug, ein junger Schäfer, die Kritik, will mit dir sprechen. Laßt ihn herein. Was bringst du Bote? Nachricht von der Jungfrau. Wo ist sie?

O wenn Euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! So rettet sie!
Sie ist gefangen im lebendigen Theater.

Dunois.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet,
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet!

(Alle ab.)

Und richtig, sie gingen alle ab, die Verehrer Schiller's, die Freunde des guten Geschmackes, die kindlich Ehrfürchtigen vor der teutschen Nachtigall. Keiner ließ sich blicken. Apollo blieb Schacherjude, die Thespisbreter eine Krämerbude, und Dunois, der edle Graf, rief verzweifelnd:

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen,
Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?!

Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn! Der Frevel an Schiller's Meisterwerk ging ungestört vorüber, wurde stürmisch beklatscht, kein Journal rief »aux armes,« sie schwiegen alle, alle!!

Ich bin noch jung und habe heißes Blut. Wenn ein Fremder meine Geliebte schmäht, oder am Grabe meiner Mutter lästert, so greife ich zum Stocke; was sollte ich nicht die Feder ergreifen, wenn Gewinnsucht meines Geistes erste Liebe, den unsterblichen Schiller, zum Gaukler erniedrigt?! Ich habe geschwiegen über all' die Zoten und Gemeinheiten, ekelhaften Witze und schalen Späße,

die uns die Lokalmuse seit Jahren als Ambrosia und Quellwasser der Hippokrene auftischte. Auf dem Naschmarkte erwarte ich keine Grazien, und die Vergnügungen der Hökerweiber unterliegen keiner Kritik. Wenn aber ein Meisterstück eines unserer größten Geister zu einem Spektakelstücke herabgewürdigt wird, und die französische Jungfrau unter die zügellose Soldateska des Grafen Waltron geht, oder sich bei einer Kunstreitergesellschaft engagiren läßt, dann kann ich nicht schweigen, dann muß ich an das Schicklichkeitsgefühl appelliren, dann muß ich den schlafenden guten Geschmack durch Nasenstüber aus dem lethargischen Schlummer kitzeln, weil er durch Ohrfeigen nicht zu erwecken ist, dann muß ich, vielleicht Letzter unter den Musensöhnen des großen Vaterlandes, die heimische Pietät vor Teutschland vertreten und geradezu heraussagen: Der Tempelfrevel zu Jerusalem in den Tagen Vespasians hat sich wiederholt, die »Jungfrau von Orleans« wurde an eine Eiche gebunden, Schiller's himmlische Muse dem Plebs preisgegeben! Fluch über Zion!

Ich bin fest überzeugt, daß meine Worte blos das schwache Echo von tausend unwilligen Stimmen in der Kaiserstadt sind, und daß diese Letztern mir es danken werden, daß ich ihre Meinung öffentlich aussprach. Die Uebrigen? Es gibt für mich nur dreierlei Menschen auf dieser Erde. Den einen Theil liebe ich, den andern Theil hasse ich, den Rest verachte ich — Zotenliebhaber, Spektakelfreunde, schale Kinder des schlechten Geschmackes und der Gemeinheit, ich liebe und hasse euch nicht.

Theater von Dr. Römer.

Drei Bände in gefärbtem Umschlage. Jeder Band 1 fl. C. M.

Erster Band enthält:

Stradella. Drama in drei Aufzügen.
Liebe und Liebelei. Lustspiel in vier Aufzügen.
Brautstand und Ehestand. Lustspiel in vier Aufzügen.

Zweiter Band enthält:

Die Gönnerschaften. Lustspiel in fünf Aufzügen.
Liebes-Intriguen. Lustspiel in drei Aufzügen.
Die seltene Liebschaft. Lustspiel in einem Aufzuge.

Dritter Band enthält:

Leichtsinn und seine Folgen. Schauspiel in fünf Aufzügen.
Louise von Lignerolles. Schauspiel in fünf Aufzügen.

Die Malthefer.

Historisches Schauspiel in drei Akten.

Von Chr. Kuffner.

Auf Maschinen-Velin, in gefärbtem Umschlage 1 fl. C. M.

Ulrich,

Herzog von Würtemberg.

Historisches Schauspiel in fünf Akten.

Von Chr. Kuffner.

Auf Maschinen-Velin, in gefärbtem Umschlage 1 fl. C. M.

Die Reise des letzten Menschen.

Ein Fiebernachtstraum.

Von Chr. Kuffner.

Drei Bände. In gefärbtem Umschlage 2 fl. C. M.

Minutenspiele.

Von Chr. Kuffner.

Zwei Bändchen, in gefärbt. Umschlage, jedes Bändchen 40 kr. C. M.



